

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 17.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

16. Fortsetzung.

Nachdem Helene der schmutzen Bergmannstracht sich entkleidet, die sie vor ihrer Einfahrt in den Berg angelegt und die für Damenbesuch bereit lag, war sie auf die Einladung des Verwalters in dessen Garten gekommen, wo sich ihre Kavaliere im Schatten einer Wilderweide bereits niedergelassen hatten.

Auch ihr gefiel es hier einen Augenblick zu ruhen, ehe sie den Heimweg antraten, und sie nahm mit Dank ein Glas Milch entgegen, das ihr der Verwalter kredenzte.

Die adelige Gesellschaft befand sich hier ein gutes Stück abwärts von den Arbeitshäusern und ihren Augen ward eine neue Szenerie erschlossen, der Ausblick auf die schneebedeckten Höhen, die hinter dem Salzberg noch hoch emporstiegen und in westlicher Richtung bis zu den Eisfeldern sich erstreckten, aus denen einzelne Felskolosse hervorragen.

So waren sie der Richtung nach von Vorgängen ausgeschlossen, die an der Vorderseite der Arbeitshäuser sich abspielten und ungemein bewegt, ja drohend sich gestalteten. Georg hatte, und gleich seinen Kameraden, an dem sonnigen Abhang sich auf das niedere dufende Gras hingestreckt, das zwischen den Steinen emporwuchs. Er hatte seine Pfeife angezündet und auf einen Arm gestützt, blickte er vor sich hin, über die sanft rauschenden Wälder hinweg, nach jenem grünen glitzernden Endchen des Sees.

Die Mittagsglut lagerte über ihnen, aber sie wirkte nicht sengend hier oben. Nur ruhiger schien alles Weben und Leben, und stärker stimmerte die Luft. Da hebt Georg den Kopf, er lauscht — war das der Wald? Nein, er vernimmt es jetzt deutlicher, es ist der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, das den Serpentinweg heraufkommt.

Der Kamerad an seiner Seite hatte es ebenfalls gehört. „Auch einer von der nobligen Gesellschaft, der noch dabei sein muß,“ sagte er mit einer lausischen Grimasse, und er legte sich wieder zurück und schloß die Augen.

Georg wendete den Kopf, was kümmerte es ihn. Immer näher kam es indes, und man hörte jetzt das Wiehern des Pferdes.

Georg sprang mit einemmale in die Höhe. Roß und Reiter waren sichtbar geworden, sie hatten den Waldweg hinter sich und sprengten nun die Anhöhe hinan. Eine Dame saß im Sattel, er hatte sie sofort erkannt, es war Elsa.

Wie der unvermutete Anblick sein Blut in Aufruhr brachte! Seine Schläfen färbten sich dunkel, und sein Herz pochte in stürmischen Schlägen.

Aber er stand wie gebannt an seinem Platz, er rührte nicht den Fuß, um ihr entgegenzugehen, und mit keinem Wort gedachte er seine Anteilnahme zu verraten.

Was sollte er auch? sie kam nicht zu ihm, dem Arbeiter, sie suchte jene auf, jenen drängte es sie entgegen, mit denen sie im täglichen Verkehr stand, mit denen sie, wie ihm Arnold gesagt, nach Amsee gekommen war.

Aber wie sie daher jagte! Vorgebeugt saß sie im Sattel und der Wind wehte den Schleier ihres Hutes hoch über ihren Kopf empor. Jetzt hatte sie die Stelle erreicht, wo der Weg ungemein steil und über Geröll aufwärts führt, das Pferd bleibt stehen, es weigert sich offenbar, da hinauf zu gehen. Was will sie nur? Hat sie nicht den Fuß aus dem Steigbügel gezogen?! Welche Verwegenheit! sie springt vom Pferd und wirft ihm die Zügel über den Hals. Und sie besinnt sich keinen Augenblick, sie hastet empor, fast im Laufe springt sie die steile Anhöhe hinan. Ihr Kleid hat sie herausgenommen, um ihre Füße nicht zu hindern, ihr Gesicht ist erhitzt und glühend, und ihr goldiges Haar verwirrt; es hat sich unter dem Hut gelöst und wogt und wallt über ihre Schultern herab. Er hat die Pfeife den Kameraden zugeworfen und stürzt ihr entgegen.

Auch sie hat ihn erblickt und winkt ihm zu.

„Georg!“ ruft sie, dann steht sie still, ihre Kräfte scheinen sie zu verlassen, sie ringt nach Atem.

Schon ist er an ihrer Seite und unwillkürlich erfaßt er ihre Hand. Sie zitterte in der seinigen, er fühlte die heftigen Schläge ihres Pulses.

„Fräulein! was treibt Sie zu so wahnsinniger Eile, Sie sind außer sich — weshalb? Die, die Sie suchen, sind ja noch hier, sie sind im Garten des Verwalters, ich werde Sie dahin führen.“

Sie wollte antworten, aber die Stimme versagte ihr und so im Innersten bewegt und in ihrem physischen Unvermögen sich zu äußern, stürzten ihr die Tränen in die Augen und ein trampfhaftes Schluchzen hob ihre Brust.

Er sah sie an, angstvoll, bestürzt.

„Es ist etwas geschehen!“ rief er.

Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie alle Besorgnis verneinen, sie versuchte zu lächeln, und in dem einzigen Bemühen, ihn zu beruhigen, legte sie ihre zarte weiße Hand auf die derbe schwielige des Bergarbeiters.

„Es ist nichts — gewiß nichts — nichts, das Sie erschrecken müßte — es ist nur die Empörung, der Zorn — der mich erfasst — die mich heraufgetrieben — zu Ihnen, Georg.“

„Zu mir!“

Ihr Auge blitzte flammend auf.

„Ja, widerrechtlich ist man bei Ihnen eingebrungen, widerrechtlich hat man Sie beraubt — es ist abscheulich!“ In seinem Kopfe brauste es auf, aber in sein Herz senkte sich ein Gefühl süßer Trunkenheit. Er fühlte es in dem Augenblick so tief, daß sie ein Hohes, ein Geistiges verband.

Ihm war ein Unrecht geschehen und sie empfand es bitterer, als hätte man es ihr selbst getan, und es erregte ihren Zorn und Schmerz und brachte ihr Tränen in die Augen. Wie machten sie sie ihm teuer, diese Tränen!

„Sprechen Sie nicht, jetzt noch nicht,“ bat er, als er ihre Lippen sich abermals bewegen sah, „ruhen Sie sich aus, erholen Sie sich zuvor.“

Er führte sie an der Hand nach der Stelle, wo die Arbeiter sich gelagert hatten. Erschöpft ließ sie sich nieder.

Die Gruppe der Lagernden kam in Bewegung.

Einige rückten zurück, andere standen auf, um sich zu entfernen.

Sie machte eine Geberde, um sie zurückzuhalten.

„Bleiben Sie, ich bitte Sie, hören Sie, was ich zu sagen habe, es betrifft auch Sie — es ist ein Eingriff geschehen in Ihr aller Recht.“

All diese treuerben Gesichter wandten sich mit einem neugierig fragenden Ausdruck ihr entgegen.

„Was ist's denn, was ist gescheh'n?!“

„Man durchsucht eure Häuser!“ stieß sie hervor.

„Wer tut das? Und wie so? Warum?“ tönte es im Chor rundum.

„Ein Kommissär, begleitet von einem Gendarmen, sie dringen in die Wohnungen, sie durchstöbern alles.“

„Polizeiliche Hausdurchsuchungen also auch bei uns,“ sagte Georg bitter, aber in einem männlich gefaßten Ton.

In den Mienen seiner Kameraden aber spiegelte sich Erstaunen und Bestürzung. Ein Gemurmel ging durch die Reihen. Die Mehrzahl unter ihnen schien das Geschehnis gar nicht erfassen zu können.

„Bei Georg Hosfer haben sie angefangen,“ fuhr Elsa fort, „hierauf sind sie zum Frieder gekommen. Ich war mit Evi in der Küche, als sie eintraten. Das arme Mädchen war aufs tiefste erschreckt, und ihr Vater, der alte kranke Mann zitterte am ganzen Leibe; er suchte sich gleichwohl den Eindringenden entgegenzustellen.“

„Hatten sie eine gerichtliche Vollmacht?“ fragte Georg.

„Ich fragte sie darum; der Kommissär wies mir ein Papier vor und fügte hinzu, daß hier im Orte Druckschriften in ungesetzlicher Weise verbreitet worden seien, darunter“ — Elsas Augen trafen in einem tieferen Blick auf Georg — „eine Broschüre, die verboten ist. Man war gekommen, um sie zu konfiszieren.“

Die Bewegung unter den Arbeitern hatte zugenommen, andere waren herbeigeeilt und rasch informiert worden. Auf alle wickte das Wort „konfiszirt“ sensationell; laut und in erregter Weise ging es von Mund zu Mund.

„Konfiszirt, das heißt weggenommen! — sie haben uns die Broschüre weggenommen! Warum haben sie das getan? warum?“

„Habt Ihr's denn nicht g'hört: weil sie verboten ist,“ rief der kleine Feistinger dazwischen, der seit Jahren als Spion verdächtig war, und dessen roter Schnurrbart jetzt noch struppiger in die Höhe stand, als zu der Zeit, wo wir ihm zuerst begegnet waren.

„Wir haben die Broschüre durch den Buchhandel bezogen, wie hundert andere auch,“ rief Georg ihm entgegen, „und wir haben sie zu einer Zeit bezogen, wo sie noch nicht verboten war; wir waren vollberechtigt in den Besitz derselben gelangt und es war kein Grund vorhanden, uns darin zu stören.“

„D, man hat sich nicht damit begnügt,“ fuhr Elsa fort, die nun freier atmen konnte und ihrer Herzensempörung kräftigeren Ausdruck verlieh. „Man hat bei dem Frieder alles durchwühlt, alles Lesbare in Beschlag genommen, und ich konnte aus ihren Worten schließen, daß man vorhabe im Orte überall ein gleiches zu tun. Ich eilte fort, ich konnte es nicht länger ruhig mit ansehen; ich kam in das Gasthaus, wo mein Pferd eingestellt war, dort stand ein Karren, den sie mitgebracht hatten, ich sah Bücher und Schriften, die soeben darauf verladen wurden, ich erkannte Ihre Bücher, Georg, diejenigen, die mein Vater Ihnen hinterlassen hatte.“

Georg biß die Zähne zusammen: „Es war mein Teuerstes.“ Und sie gehen von Haus zu Haus?“ fragten die anderen sich herandrängend, mit immer höher erregten Gesichtern.

„Von Haus zu Haus,“ bestätigte Elsa.

„Und sie nehmen auch uns die Bücher?“

„Sie haben sie Euch schon genommen!“

Wie ein dumpfes Brausen, ein unterdrücktes Grollen durchlief es die Reihen.

Jedem war der Mißmut aufgefliegen und der Grimm, den eine Handlung der Ungerechtigkeit erzeugt. Und jedem schien es jetzt, und wenn er auch nur einige alte abgegriffene Büchlein sein eigen nannte, als wäre ihm damit sein kostbares entrissen worden; jener kleine Schatz, den er unter tausend Entbehrungen nur erwerben konnte, den in seiner Lage nur ein fast heroischer Wille, ein unabweislicher Drang nach Wissen zustande gebracht. Jeder erinnerte sich in dem Augenblick, wie er sich den Bissen vom Munde abgedarbt, wie er Kreuzer um Kreuzer zusammengelegt, wie er ein dringendes Bedürfnis von Weib und Kind oft zurückgewiesen, um sich eine Zeitschrift oder ein Buch zu kaufen.

Und dies so sauer Erworbene, es sollte ihnen genommen worden sein? Das Frieblichste der Gewalt angeimgelassen?!

Und das Grollen wurde lauter, es steigerte sich, es loderte empor zu drohender Zornesaussprechung.

„Es war unser sauer erworbenes Eigentum!“

„Meiner Treu, es war nicht gestohlen!“

„Und das sollte man uns nehmen dürfen?“

„Es ist ein Gewaltakt!“

„Müssen wir uns das gefallen lassen?“

Aller Blicke wandten sich Georg zu, wie einem geistigen Oberhaupte, von dem man das Wort des Rechts und der Entscheidung erwartet.

Er stand da, blasser noch als gewöhnlich, und er antwortete nicht sogleich, er suchte den eigenen überwältigenden Zorn hinabzukämpfen.

Da wandte sich Feistinger höhnisch ihm zu.

„Na, was bist denn so stad, du kannst ja sonst reden, so red jetzt auch! Du hast ihnen ja alleweil die Bücher anempfohlen, du hast sie ihnen ja kolportirt und du hast's dahin gebracht, du, daß jetzt alle lesen.“

Georg hob den Kopf, sein Gesicht nahm einen harten energischen Ausdruck an.

„Warum hätte man uns denn lesen gelehrt, als um zu lesen? Ja, wir lesen, lesen alle, und weil wir lesen und seitdem wir lesen, sind wir imstande die Wahrung unserer Interessen selbst in die Hand zu nehmen, und so wird auch unsere Sache durch uns selbst zur Entscheidung gebracht werden!“

„Hört Ihr den Aufwiegler?“ rief Feistinger giftig, „na, die Herren wissens alle, daß er euer Capo ist, und daß er es ist, der die Broschüre eingeschmuggelt und kolportirt hat. Wenn die Polizei bei ihm zuerst die Hausdurchsuchung g'haltten hat, so hat sie sicher g'wußt warum.“

„Wenn sie's g'wußt hat, so hat sie's nur durch einen Spion erfahren,“ schrien einige der Männer ihm entgegen, „und wir

wissens ebensogut, daß wir durch einen Spion denunziert worden sind.“

„Ja, ja, wir sind denunziert worden!“ schrien nun alle wild durcheinander. Die Empörung brach mit einemmale in helle Flammen aus; der innerlich wütende Zorn hatte einen Gegenstand gefunden, an dem er sich auslassen, einen greifbaren Gegenstand, über den man sich sofort hermachen konnte.

„Der Feistinger ist's, er ist die Kanaille, er ist der Angeber, faßt ihn!“

Im Nun sah sich der kleine Mann umringt und er stand vor erhobenen Fäusten, die sich ihm dräuend entgegenballten. Aber ebenso rasch hatte sich Georg an seine Seite gestellt.

„Was wollt Ihr mit ihm? Er ist ein Schuft, aber für das was euch geschehen, was sich in euren Häusern soeben vollzieht, dürft Ihr ihn nicht verantwortlich machen, und keinen Einzelnen überhaupt. Ein System kämpft gegen uns und wir gegen ein System.“

„Wir müßens also dulden? und dem Lumpen sollt' nur der Kamm anschwellen, daß ihm seine Schusterei so gut gelungen ist? Nichts da, der Kerl muß gehauen werden, und das tüchtig!“

Schon hatten sie ihn an den Armen gepackt und sofort ward er in nicht eben sanfter Weise in den dichten Menschenknäuel hineingerissen.

„Pfui, schämt euch!“ rief Georg, der sich ihm nachzudrängen versuchte, „Alle gegen Einen, die Starken gegen diesen Schwächling!“ Aber die Erbitterung war im Wachsen.

„Ei was!“ schrie man ihm entgegen, „wir sollen uns immer schämen, nicht wahr? warum schämt man sich denn nicht uns gegenüber?“

„Wir g'hören auch zu den Schwachen, meinst nicht? Und doch sind wir unser Lebtag von den Starken bedrückt worden.“

„So ist's!“ riefen alle.

„Und ich mein's halt wieder anders,“ rief ein hochgewachsener Arbeiter dazwischen, „ich sag, was uns jezt trifft, das dürst nimmer g'schehen, wenn wir uns nicht selbst zu den Schwachen zählen täten und zu den Hilfslosen.“

„Hilfslos!“ lachte ein junger Bursche, der ein kühngeschmittenes Gesicht hatte, laut auf, „das wollen wir einmal sehen, kommt's mit mir 'nunter, wir nehmen uns z'ruck was unser ist, und meiner Seel, wer uns dran hindern wird, dem geht's schlecht!“

„Ruhe!“ schrie Georg mit einer Donnerstimme in den tollen Haufen hinein. „Seid ihr wahnsinnig, wollt Ihr euch gegen ein Gesetz empören?“

„Wir wollen unsere Bücher wieder haben!“

„Wir werden die Zurückgabe auf gesetzlichem Wege erreichen!“

„Haha! das ist ein langer Weg.“

„Und ein z'widerer Weg.“

„Und was einmal g'nommen ist, das kennen wir, das kriegt man nimmer!“

„Und doch können wir nur auf diesem Wege vorwärts kommen — hört mich!“

Georgs Stimme gewann jenen Ausdruck geistiger Kraft, der auf andere bestimmend wirkt: „Ich fordere euch auf, keine Unbesonnenheit zu begehen, sie könnte euch teuer zu stehen kommen. Und nun gebt den Feistinger frei, und laßt uns in Ruhe zu einer Beratung zusammentreten.“

Es war verhältnismäßig stiller geworden. In diesem Augenblick trat der Verwalter unter die Leute.

Die Steiger waren schon vorhin herbeigeeilt, vermochten sich aber in dem anwachsenden Lärm nicht verständlich zu machen.

Auch der aristokratischen Gesellschaft war die Kunde geworden von dem Tumult unter den Arbeitern. Sie waren dem Verwalter gefolgt und trafen auch den Moment auflodernder Empörung.

Helene vernahm dies wüste Zueinanderschreien, sie sah die erregten Gesichter, die leidenschaftlich drohenden Geberden, und sie überkam ein Zittern.

Es war Arnold entgegengeeeilt, in kurzen fliegenden Worten gab sie ihm Aufklärung über das Geschehnis.

Der Verwalter aber fragte nicht, forschte nicht erst nach den Ursachen; mochten sie sein welche immer, sie konnten hier oben nichts ändern. In seiner Eigenschaft als Verwalter verlangte er pünktliche Erfüllung der Dienstpflicht und volle Disziplin, und er war hier in seinem Recht.

„Es ist zwei Uhr,“ rief er, „an eure Arbeit, Leute, sofort! Kein Lärm mehr, keine Widerrede.“

Und als die Ruhe doch nicht sofort eintrat, ja Ruhe und Gegenrufe sich vernehmen ließen, und das Begehren laut wurde, daß einige von ihnen nach Amsee entsendet werden mögen, schrie er den Steigern zu: „Die Tafel zur Hand und die Uhr, wer in zwei Minuten nicht in den Schlafsälen sich zum Gebet versammelt hat, wer beim Aufruf fehlt, ist entlassen.“

Eine plötzliche unheimliche Stille folgte diesen Worten.

Sie wußten es alle, was eine Widersezlichkeit zu bedeuten habe.

In all den Gemütern tobte noch der Zorn, die Herzen dieser Männer klopfen wild, ihre Muskeln bebten, und doch suchte jeder seinem Blute zu gebieten, den lodernnden Grimm zu bändigen.

Keiner durfte in dem Augenblick an sich denken, er mußte an Weib und Kind sich erinnern und die greisen Eltern. Er durfte sie nicht verlassen, um seine Kräfte anderwärts zu verbdingen, er war durch die eiserne Notwendigkeit gefesselt an diesen Boden. Sie gingen alle — alle.

Es gibt auch einen Heroismus des Gehorsams.

18. Kapitel.

Zwei Tage später finden wir Baron Reinthal in einem Eisenbahncoupé erster Klasse; er fuhr mit dem Schnellzuge nach Solenbad.

Das Parlament hatte seine letzte Sitzung gehalten, er war frei und gedachte diese Freiheit auf das beste zu nützen.

Die Politik und alles was mit ihr zusammenhängt, wollte er für die nächsten Wochen völlig bei Seite schieben. Aber unsere besten Vorfänge kommen gegen alte Gewohnheiten nicht auf.

Er hatte einige Stationen allein in dem Coupé geessen, hatte seine Zigarre geraucht und zum Fenster hinausgesehen; aber die Gegend war langweilig und seine Zigarre zu Ende. Er griff in seine Rocktasche und entnahm ihr eine Broschüre, in der er zu blättern begann.

In der Station Falkenau legte er das Büchlehen neben sich auf den Sitz und sah zum Fenster hinaus.

Schon hatte er den Kopf wieder zurückgezogen und schon war das Zeichen zur Abfahrt gegeben, als die Waggontür aufgerissen wurde und Graf Falkenau zu ihm in das Coupé stieg.

Man schüttelte sich die Hände und verständigte sich über das gemeinsame Reiseziel.

Auch Graf Falkenau fuhr nach Solenbad, er besuchte seine Familie, die sich daselbst vortrefflich befand, und er gedachte, die günstige Disposition seiner Gattin benützend, selbst durch vier Wochen die Bäder zu gebrauchen.

Der Baron zeigte sich von der Aussicht entzückt, in ländlicher Traulichkeit einige Wochen mit dem Grafen und seiner Familie zusammen zu sein, und betonte all die geselligen Vorteile, die ihm daraus erwüchsen.

Der Zug rollte und schüttelte indes vorwärts mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen die Stunde.

Die Broschüre lag noch immer auf dem Polster neben Reinthal, er hatte auf sie vergessen. Allmählich nur rutschte sie auf dem Tuchflissen vorwärts; jezt, bei einem besonders heftigen Ruck fiel sie zu Boden. Der Graf hatte es bemerkt, er bückte sich um sie aufzuheben, und legte sie in verbindlicher Weise in die Hand des Barons, die dieser rasch entgegenstreckte.

Nichtsdestoweniger hatte er einen Blick auf das Titelblatt geworfen und hob nun den Finger in scherzhafter Drohung.

„Auf was ertappe ich Sie da! Schon wieder Manlius, wissen Sie auch, daß diese Broschüre verboten ist?“

So weltgewandt der Baron auch war, er konnte einen leichten Verdruß nicht verbergen.

„Es ist mir bekannt,“ bemerkte er mit einem gezwungenen Lächeln, „aber ich weiß, daß solche Vorsichtsmaßregeln gewöhnlich die entgegengesetzte Wirkung haben.“

„Wie Figura zeigt,“ bemerkte der Graf jovial, von der Broschüre auf den Baron weisend, „man tut indes was man kann.“

„Und schreibt damit dem Werkchen und seinem Verfasser eine Bedeutung zu, die beide nicht verdienen.“ Reinthal sagte es in einem wegwerfenden Ton, aber es steckte dahinter eine Gereiztheit, die der aufmerksamen Beobachtung des Grafen nicht entging; mit seinem ironischsten Lächeln nickte er dem andern zu: „Jedenfalls sind Sie der erste gewesen, der dem bisher unbekanntem Verfasser die Ehre angetan hat, ihn in öffentlicher Parlamentsitzung zu zitiren. Man behauptete damals, Sie stünden demselben persönlich nahe.“

Die Hände des Barons griffen nervös an der Broschüre herum, indes sein Gesicht den gewohnten nachlässig-lächelnden Ausdruck beibehielt.

„Das Werk, von dem diese Broschüre nur ein Auszug ist, hat in nationalökonomischer Hinsicht manches erörtert, das von Interesse war; es strebt dabei nach wissenschaftlicher Begründung, und nur insofern, als diese zulässig, habe ich es benutzt.“

„Und nur insofern, als Ihnen die scharfe Kritik der bestehenden Verhältnisse gerade paßte, aber“ — der Graf hatte ein überlegenes Lachen — „man könnte den Spieß auch umwenden und jene daran gerügten Mißstände dem früheren Regime in die Schuhe schieben.“

„Nun, wir wollen jetzt nicht darüber streiten,“ sagte der Baron versöhnlich.

„Sie haben Recht.“

„Und eben so wenig dürfen Sie glauben, daß ich persönlich mit den Tendenzen dieses Manlius übereinstimme.“

„Ich habe Sie nie für so unvorsichtig gehalten, dergleichen im Ernste zu propagiren. Das sind nur Trümpfe, die von den Liberalen gegen uns ausgespielt werden, aber es könnte kommen, daß wir den Gewinn einziehen.“

„Die wissenschaftliche Diskussion ist das Recht unseres Jahrhunderts, das Recht des Liberalismus und seine vornehmste Eigenschaft,“ sagte der Baron mit Bewußtsein.

„Wohl, aber der Liberalismus mit seiner ursprünglich ins Weite gehenden Tendenz hat die Beschränkung solcher Lehren innerhalb der Wissenschaft so gut wie unmöglich gemacht. Das Buch ist unter uns diskutirbar, zugegeben, aber da halten Sie auch schon eine Volksausgabe in den Händen, und diese Broschüre ist bereits in Masse verbreitet, nicht nur in den Städten, nein, auch auf dem Lande, selbst in den kleinsten Dörfern und Nestern hat sie Eingang gefunden. Was soll das dem gemeinen Mann? Ihm ist es ein gefährliches Gift und es ist die Pflicht eines jeden Wohlbedenkenden, ihn davor zu bewahren.“

Der Baron biß sich auf die Lippen. Seine Nervosität und sein geheimer Grimm, sein Grimm auf Arnold nahmen zu, laut aber sagte er: „Ich bin hier ganz Ihrer Meinung. Dem großen Haufen müssen gewisse Dinge und gewisse Einsichten ewig vorenthalten bleiben, und ich versichere Ihnen, ich billige es durchaus, daß diese Broschüre, die für einige Kreuzer zu haben ist und dadurch allen zugänglich gemacht werden soll, verboten wurde. Der jugendliche Verfasser hat damit eine Unbesonnenheit begangen, die seine Freunde selbst mißbilligen müssen.“

Der Graf nickte gemessen. Er wollte es nicht merken lassen, wie sehr es ihn befriedigte, den Baron in Harnisch gebracht zu haben, wobei dieser, so vorsichtig er auch war, sich manches entschließen ließ, was ihm Anhalt bot, zu weiteren Kombinationen.

Seit Graf Falkenau die nationalökonomischen Essays dieses

Manlius gelesen, hatte er alles in Bewegung gesetzt, um den wirklichen Namen des Verfassers zu erkunden. Es war nicht allein das Talent, das Wissen, das ihm in dem Werk imponirend entgegentrat, es war auch der Charakter, der in dem Ganzen sich aussprach. Es lag ein Zug darin, der etwas mit ihm Verwandtes hatte, und wenn sie sich persönlich nahe traten, so konnte möglicherweise eine Verständigung erzielt werden.

Aber bisher war es ihm nicht geglückt, Bestimmtes zu erfahren, und er hatte nur Vermutungen.

Es existirte eine Version, daß Reinthal selbst der Verfasser sei, diese hatte Falkenau lächelnd verworfen; für eine zweite, daß es jener junge Gelehrte sein könne, für den sich Reinthal in so nachdrücklicher Weise verwendete, und von dem man sich ins Ohr flüsternte, daß es sein Sohn sei, suchte er Beweise.

Der Baron lieferte sie ihm wider Willen.

Er hatte von jugendlicher Unbesonnenheit gesprochen, er kannte ihn also, aber er wahrte mit Nichtigkeit sein Infognito und äußerte sich selbst über das Thema so vorsichtig, daß man wohl merkte, daß er nahe und unmittelbar dabei interessiert sei. Nun machte es ihm weiter ein unsagbares Vergnügen, zu sehen, wie der Baron sich plötzlich von dem, seiner Tendenzen wegen verdächtigten Manlius zurückzog, wie er ihn verleugnete und diese selbst zu bekämpfen vorgab. Auf diese Weise wurde ein Konflikt geschaffen, der Manlius seiner Partei, den Altkonservativen, in die Arme trieb: wenn Reinthal ihn fallen ließ, Falkenau würde ihn aufnehmen.

Seine Partei hatte es längst eingesehen, daß etwas für das Volk geschehen müsse — aber nicht durch das Volk. Wenn Manlius aber, wie er nicht bezweifelte, Einfluß auf die unteren Klassen besaß, wenn er das Vertrauen derselben genoß, so konnte er der Regierung außerordentlich nützlich werden. Es handelte sich dann nur darum, Manlius zu gewinnen, und man hatte damit seinen ganzen Anhang in den unteren Ständen gewonnen, die ja, wie der Graf meinte, nicht selbst denken, sondern von ihren Führern sich leiten lassen. Es galt also vor allem, den Riß zwischen den Baron und Manlius zu erweitern.

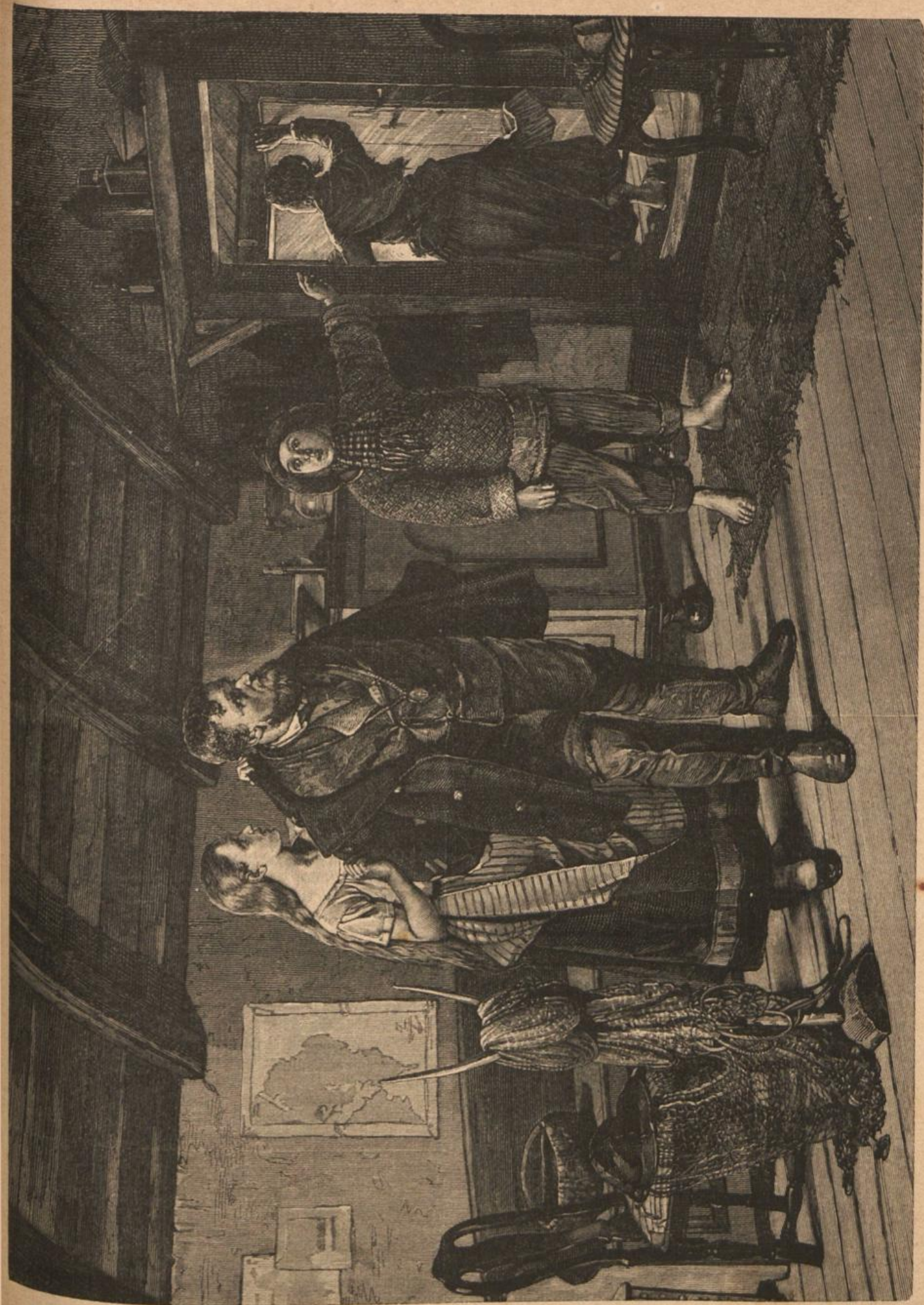
„Sie billigen das Verbot?“ fragte er Reinthal.

„Durchaus.“

„Nun, dann kann ich Ihnen auch gestehen, daß die Polizei beauftragt ist, in diesem Fall mit aller Strenge vorzugehen. Gerade in Solenbad und Umgebung scheint diese Broschüre massenhaft kolportirt zu sein. Es sind Konfiskationen vorgenommen worden, und es hat sich dabei herausgestellt, daß die modernen Ideen und Doktrinen auch in diesen Gegenden eine Verbreitung gefunden, die bisher nicht einmal geahnt wurde. Wahrlich, es tut Noth, dem Volke seinen Gott und seinen Glauben wieder zurückzugeben,“ fügte er mit einem anklagenden Blick auf Reinthal hinzu, „und wir werden notgedrungen Strenge walten lassen müssen, um die Leute wieder zur Besinnung zu bringen. Daß diese Broschüre,“ er zeigte in absichtlicher Deutlichkeit auf dieselbe, die Reinthal unter seinen Fingern krampfhaft zerknüllte, „in solcher Menge und gleichzeitig in Stadt und Land verbreitet wurde, zeigt auf eine gewisse agitatorische Tätigkeit und es ist zu vermuten“ — er machte eine Pause und ein stechender Blick traf den Baron — „daß der Verfasser selbst derselben nicht fern stehe. Die Polizei fahndet daher auf Manlius und da es überall Verräter und Spione gibt, so ist wohl anzunehmen, daß sie in kurzem diese äußerst interessante Bekanntschaft gemacht haben wird.“

Reinthal saß da mit einem blaffen Lächeln auf den Lippen, im Herzen den heißen Zorn über die Malice des Grafen und das frevle Spiel Arnolds, der ihn in all den ehrgeizigen Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt, getäuscht und betrogen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Der Notthub.

Nach Egypten.

Reise Skizze von Ewald Paul.

Ich habe wirklich merkwürdiges Pech in meinem Leben. Will ich da nach Südafrika fahren, komme nach Hamburg und verpasse durch ein Mißverständnis den Dampfer. Will ich dann das Land der Pyramiden hindurch nilaufwärts ins Innere des schwarzen Erdteils vordringen und bleibe mitten in meinem Vorhaben stecken, weil es einem ingrimmigen Araber, der auf den holden Titel Mahdi hört, eingefallen ist, sich als Propheten von dem dummen also größeren Teile der Egyptenbewohner verehren zu lassen, den Krieg gegen alle nicht an ihn glaubenden Christen und Mohammedaner zu erklären und jedem, der ihm in die Hände gerät, recht langsam aber gründlich den Hals zu durchschneiden. Da ich aber am besagten Körperteil besondere Empfindlichkeit besitze, so kehrte ich um und — da siz' ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor. Vor mir liegt das Tagebuch meiner Reise, über deren Beginn ich jetzt den Lesern berichten will. Die flüchtig hingeworfenen Bleifederstriche formen sich zu Gebilden. Es tauchen alte Erinnerungen vor mir auf, Gemälde aus alter und neuer Zeit, aus der heiligen wie der profanen Geschichte. Ich sehe die Tochter Pharaos, wie sie prächtig geschmückt und von ihrem Gefolge umgeben, am Ufer des Nil steht und ein Knäblein beschaut, das soeben den Fluten entrissen worden. Doch die heilige Schrift weiß noch nichts von den Pyramiden, jenen Denkmälern, welche die Griechen „Wunder der Welt“ nennen. Ich sehe dieselben, unweit vor ihnen den Nil, nicht weit davon auf einem Hügel ein altes Gebäude, das zu einer englischen Kaserne umgeformt ist. Im Sande zieht mit klingendem Spiel eine englische Truppe vorüber. Einige hundert Schritte davon erblickt das Auge eine Reitereschar. Es sind Beduinen. So treten sich die Gegensätze in Egypten schroff gegenüber: hier die finstere blickenden stolzen Repräsentanten des Orients in ihrem malerischen Kostüm, dort die nicht minder stolzen Vertreter des Abendlandes in ihrer wenig kleidsamen Tracht.

Eine Reise ist für den Geist, was ein Umzug für die Wirtschaft, sagt der geistvolle Lothar Bucher. Der Umzug bringt uns nicht nur in eine neue Umgebung, unter neue Dinge und Menschen; er öffnet auch Kumpellammern, die wir jahrelang nicht betreten, zieht Reste alter Zeit, Zeugen vergangenen Leides und vergangener Freuden hervor. So auch die Reise. Die gewohnte tägliche Arbeit wird abgeschüttelt, ein neues regeres Leben beginnt. Man fühlt sich als ein anderer Mensch und handelt als ein solcher. Die Beobachtungsgabe schärft sich, alte Kenntnisse werden hervorgetramt und neue gesammelt. Ich hätte nie geglaubt, daß ich an den Ufern des Nils derartigen Stimmungsbildern nachhängen könnte, wie ich das wirklich getan und wie solche jetzt beim Durchblättern meines Tagebuchs wieder austauschen, daß ich, der eifrige Kämpfer für den Fortschritt auf allen Gebieten, so sehr für den streng konservativen Orient eingenommen sein könnte. Der Zauber desselben hielt auch mich gefangen. Doch über diesem sentimentalen Geplauder vergesse ich beinahe, daß ich jetzt meine Erlebnisse erzählen will. Ich sitze hier schon geraume Zeit vor meinem Schreibtisch, blase Rauchwolken in die Luft und sehe in denselben Gebilde, anstatt in die nackte Wirklichkeit zurückzukehren, wie solche meine Reise bietet. Also ich hatte die Absicht, nach Egypten zu reisen. Die Vorbereitung machte mir als erfahrenem Touristen wenig Schwierigkeiten. Ich packte am Vorabend meinen Handkoffer mit der nötigen Wäsche und Kleidung, legte einige gute Bücher zur Zerstreuung in trüben Stunden bei, begab mich zur Ruhe und erwachte gerade eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, also zeitig genug, um Bahnhof und Zug erreichen zu können. Wichtig traf ich auch fünf Minuten vor der festgesetzten Abfahrtszeit ein, löste ein Billet bis Halle, musterte die den Perron belebenden Personen und stieg in ein Coupé. Der Schaffner schlug die Türe zu, die Lokomotive piff recht hell, verschiedene

Passagiere winkten aus den Fenstern der Waggon nach den auf dem Perron Stehenden und bekamen dabei schmutzigen Rauch ins Gesicht, andere winkten von drüben nach hüten. Dahin ging die wilde Jagd. So wild fuhren wir nun eigentlich nicht, sondern recht behutsam, da ich mir den sogenannten Dummelzug ausgewählt hatte, um die schönen Gegenden, die ich durchkreuzte, besser beschauen und an einigen Orten Freunde, die meiner dachten, besuchen zu können. Es war Juni und die Sonne schien recht schön warm auf die herrliche Kulturlandschaft, die sich zur Linken und zur Rechten hinzieht und die die Provinz Sachsen als besonders von Gott begnadet erscheinen läßt. Ueberall herrschte reges Leben in der Natur, die Vögel sangen so lustig draußen; ab und zu tauchte eine Kirchturmspitze auf, um dann wieder zu verschwinden und in einigen Minuten näher und deutlicher vor uns zu stehen. Landleute flogen in den Zug, um ihre Bodenerzeugnisse zur Stadt zu schaffen. Ich hatte Muße, die Mitinsassen meines Coupés zu beobachten. Es waren deren drei, die sich aus zwei jungen Handlungsreisenden und einem, seinen Erfahrungen und Kenntnissen nach im ersten, seinem verhaunenen Gesichte nach im achten Semester befindlichen Studenten zusammensetzte. Erstere sprachen sehr lebhaft, natürlich vorerst über ihre geschäftlichen Erfolge und Kniffe, versuchten auch mich in das Gespräch zu ziehen und tischten mir die auf ihren Reisen gesammelten Wize auf. Leider waren mir diese zumeist einem Zufall ihr Entstehen verdankenden Geistesprodukte auf meinen Kreuz- und Quersfahrten, die mich oft mit Vertretern des sehr selbstbewußten Standes der Handlungsreisenden zusammenbrachten, schon bekannt geworden und ebenso zähe von jenen Erzählern als eigene Erlebnisse ausgegeben, wie diesmal von diesen, so daß alle Versuche, mich zu belügen oder mit Lügen zu unterhalten, fehlschlügen. Der Student war schweigsamer und ließ nur ab und zu einige Stichworte fallen, wie solche bei unserer studirenden Jugend so sehr beliebt und bei einem tüchtigen Korpsbruder unentbehrlich sind. Ich war froh, als der Piff der Lokomotive unsere Ankunft in Halle meldete, stieg aus, nahm von einem Freunde Abschied, stieg Abends wieder ein und fuhr nach Leipzig, wo ich im strömenden Regen ankam, mehrere Bekannte aufsuchte und am nächsten Morgen bei abscheulich nasstem Wetter über Dresden nach Prag weiterdampfte. Bald sah ich die Elbe und mit ihr eine wunderbare Gebirgsgegend, deren entzückender Genuß nur durch strömenden Regen beeinträchtigt wurde. Langsam fuhren wir jetzt entlang der Elbe und der sächsisch-böhmischen Sandsteingebirge in das Böhmerland hinein. Jetzt taucht eine blaue Uniform auf, da mehrere; der Zug hält an, wir sind in Bodenbach, wo uns eine Gepäckrevision nach steuerbarem Gut erwartet. Da Wäsche, Kleidungsstücke und Bücher nichts Steuerbares sind, so war ich bald frei und benutzte die Zeit, um in einem, dem Bahnhofe benachbarten Hotel ein vorzügliches Glas böhmischen Bieres zu trinken. Hier sah ich auch eine niedliche Sammelbüchse für den deutschen Schulverein aufgestellt, der jetzt eifrig gegen die Slavisirung der deutsch-böhmischen Bevölkerung ankämpft. Das Ding bestand aus einer Schießscheibe mit davorstehendem Schützen. Letzterer schloß das ihm auf das Gewehr gelegte Geld durch die Scheibe in den dahinter befindlichen Becher. Ihm zur Seite stand eine Fahne mit der Aufschrift „Für den deutschen Schulverein“. In Bodenbach wechselte ich mir auch einen Teil meines deutschen Geldes um, das man hier sehr gern nimmt, namentlich Gold, welches nach dem Course bezahlt wird. In Prag bewunderte ich den auf einem Berge gelegenen Grabstein mit seinen prächtigen Bauten, vor allem den großartigen Dom und besetzte einen Platz bis Wien. Unterwegs hatte ich Gelegenheit, den Sport des österreichischen Nationalitätenstreits im Coupé zu erleben. Der Zufall wollte es, daß sich in demselben eine bunt zusammen-

gewürfelte Gesellschaft traf, nämlich ein Czeche, ein Pole, ein Kroat und ein Ungar. Der Pole war obendrein Jude, und so entwickelte sich denn im Laufe des Gespräches ein Streit politischer und religiöser Richtung, der mit einer allgemeinen Prügelei geendet haben würde, wenn die Leute eben nicht den gebildeten Ständen angehört hätten. Zuerst fing der Czeche an, über Unterdrückung durch die Deutschen zu klagen. Die Deutschen in Böhmen seien Renegaten, da solche mit Deutschland gingen. Nun, sein Kopf war nicht groß, er konnte also nur sein Teil darüber sprechen. Im weiteren Verlaufe des Streites fühlte sich der Ungar durch die verächtlich betonte Behauptung des Czechen verletzt, daß eigentlich nicht die Ungarn, sondern die Czechen die tonangebende und am meisten steuerpflichtige resp. leistungsfähige Nation bildeten, und so gab ein Wort das andere. Wirklich ein charakteristisches Bild der Zustände in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mittlerweile kamen wir in Wien an, wo ich die Bekanntschaft eines jungen Kaufmanns, eines trefflichen Deutschböhmen, machte, der schon ein großes Stück von der Welt gesehen hatte, eben aus Konstantinopel kam und nach Alexandrien, meinem vorläufigen Reiseziele, in Stellung ging. Da ich fand, daß er ein ganz intelligenter Mensch war, mit dem man wohl vernünftig reden konnte, so duldete ich nicht nur seine Gesellschaft, sondern freute mich sogar darüber. Wir durchstreiften gemeinschaftlich Wien und dampften dann nach Triest. Von Wien ab ging's bergan. Nun bekam die Gegend Romantik. Wir fuhren über Abgründe, an Bergfegeln herum, passirten den tausend Meter hohen Semmering, von welchem Wien sein köstliches Trinkwasser empfängt, an dem wir uns hier an der Quelle labten, und freuten uns an den kräftigen Gestalten der Gebirgsbewohner, wie uns solche in Jägern, die von der Jagd kamen, in drallen Dirnen, die uns Edelweiß in die Waggons reichten, entgegentraten. Bis Vierbach hatten wir das Vergnügen, mit einer fürsüchtigen Persönlichkeit in einem Zuge zusammen zu sein. Es war der Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des Kaisers, nebst Gemahlin und kleinem Gefolge, der gerade von den Krönungsfestlichkeiten in Moskau zurückkehrte. Es war also Gelegenheit da, in Vierbach am geschmückten Bahnhof vorzufahren, besagte Häuser zu sehen und den Empfang des Fürsten bequem beobachten zu können. Jetzt ging's durch die Krainer Alpen hindurch nach Laibach, das durch den Kongreß von 1821 bekannt, durch seinen Deutschenhaß jetzt berüchtigt und durch seine Käsefabrikation berühmt ist. Hier war noch überall geflaggt, da der österreichische Kaiser vor einigen Tagen die Stadt besucht hatte. Bald hinter Laibach wurde die Gegend einformig öde, überall ist nichts als Kalk sichtbar. Erst kurz vor Triest belebt sich das Bild, in dessen Hintergrunde ein blauer Streifen: das Meer erscheint. Die Kalkgebirge treten an die Küste heran. Wir fahren an hohen Felsenwänden entlang und genießen einen Ausblick über das Meer. Wie wunderbar — dicht neben uns, zur linken Seite, das Karstgebirge, so nahe, daß wir es mit ausgestrecktem Arm berühren können, auf der anderen Seite, aus der Tiefe hervorblickend, der breite Spiegel des Golfs von Triest, belebt von vielen Barken und Schiffen und eingerahmt von südlich grünenden Hügelketten, mit ihren üppigen Weinbergen, Gebüsch und blühenden Gartenanlagen bis an den Rand des Gebirges. So fahren wir denn zwischen Wüste und Meer, zwischen Wildnis und Fruchtbarkeit dahin. Die Weinberge treten näher heran, mit ihnen das Meer. Da, am jäh abfallenden Strande unter uns, taucht ein weißer Bau auf, der sich in den klaren Fluten spiegelt. Es ist das von herrlichen Anlagen umgebene kaiserliche Lustschloß Miramare, einer der schönsten Punkte unserer Erde. „Hast du das Schloß gesehen, das hohe Schloß am Meer, golden und ruhig wehen die Wolken drüber her.“ Vielleicht hat Uhlant, als er diese Worte dichtete, Miramare vor Augen gehabt. Mit der südlichen Vegetation ist auch die Bevölkerung eine andere geworden. Die Arbeiter, die unseren Blicken ab und zu erschienen sind, ebenso die Bahnbeamten tragen den italienischen Typus. Die in den Waggons angebrachten Verhaltensparagrafen sind in italienischer und deutscher Sprache gedruckt. Das österreichische

Blau vermischt sich mit dem italienischen — das Deutschtum verschwindet unter der italienischen Tünche. Jetzt sehen wir die Oberstadt, deren Häuser am Bergabhänge übereinander liegen, und da breitet sich vor unseren erstaunten Blicken die schöne, sich dem Ufer des Meeres anschmiegende Neustadt aus. Der Zug hält, wir sind in Triest. Es ist schon elf Uhr Vormittags, und in einer Stunde fährt der Dampfer ab, der uns nach Egypten bringen soll. Wir eilen also zum Lloyd, lösen unser Billet, nehmen uns vorsorglich einige Liter des triestiner Weines mit, laden unser Gepäck auf einen Karren und wenden uns nach dem Hafen. Unterwegs werden wir zum öfteren von Kerlen mit echt italienischen Galgen Gesichtern angefallen, die uns ihre Dienste als Führer, Dolmetscher und, Gott weiß, was noch, anbieten. Wir antworten mit einem kurzen Niente. Man hat uns aber doch den Deutschen angemerkt, die finsternen Blicke, die unter den breitrümpigen Hüten der Vorübergehenden zu uns herüberblicken, verraten das. Es ist ein unruhiges Volk, das triestiner. Der Irredentismus hat hier mächtig Wurzel gefaßt und läßt ab und zu einige Bomben springen, so daß den Desterreichern die Freude über ihre Eroberung oft verdorben wird. Man schließt sich von ihnen ab, so weit das irgend möglich ist — kurz, es geht den Desterreichern in Triest wie es den Deutschen in Mex geht. Wie letzteres alles Französische beibehalten hat, so ersteres alles Italienische. Die Namen der Straßen und Gebäude sind italienisch, die Schilder haben italienische Aufschriften, das Volk spricht italienisch und die österreichischen Beamten müssen notgedrungen, um sich verständigen zu können, auch Italienisch lernen. Wir lösen unser Billet bei dem österreichisch-ungarischen Lloyd, also einer deutschen Gesellschaft, aber man sprach mit uns italienisch und gab uns einen italienischen Passagechein für den Dampfer Achille, den wir bei diesen Betrachtungen eben erreicht haben. Es ist fast zwölf Uhr, die Landungsbrücke noch vorhanden. Wir steigen auf, nachdem wir mit dem schuftigen Italiener, der unser Gepäck besorgt hat und uns bei der Bezahlung prellen will, einen Streit gehabt haben, und werden durch einen breitschultrigen, bärtigen Matrosen in Empfang genommen, dem wir unsere Billets einhändigen und der uns nach dem Cameriere weist. Endlich haben wir letzteren gefunden. Der Mann spricht natürlich nur Italienisch, nennt sich Cameriere Giovanni, was ungefähr dem deutschen Kammerdiener Johann entspricht, nimmt das Gepäck ab und zeigt uns unsere Betten. Nach stattgehabter Instruktion kehren wir auf Deck zurück, um vom Lande Abschied zu nehmen. Es ist schon zwölf Uhr durch und eben sind die letzten Passagiere, ein langer dünner und ein kurzer dünner Mensch, an Bord gekommen. Der erstere ist seinem Aussehen nach ein Deutscher, der andere ein Engländer. Jetzt wird die Landungsbrücke fortgeschafft, der Anker hochgewunden; die Maschine beginnt zu arbeiten. Langsam setzt sich das Schiff in Bewegung und entführt uns den Blicken der am Ufer stehenden Menge, die zum Abschied mit Tüchern nachwinkt. Wir fahren aus dem Hafen hinaus und lassen zu unserer Rechten das durch die Beschießung Alexandriens berüchtigte Kriegsschiff Inflexible. Jetzt liegt der Kolos friedfertig vor Anker. Rotröcke lehnen über die Brüstung, Blaujacken sitzen im Tauwerk; sie winken uns glückliche Reise zu. Die Maschine arbeitet heftiger, der Schaum spritzt hoch zu uns empor und erfrischt uns nach der ausgestandenen Hitze. Eine leichte, angenehme Brise läßt sich ebenfalls bemerken. Noch ein Blick zurück nach dem schönen Triest und der über der Stadt belegenen Optichina, von wo man eine wunderbare Fernsicht über das Meer genießt. Zur Seite sehen wir Miramare; wir nehmen auch von diesem schönen Punkte Abschied. Nun traten die Küsten mehr und mehr zurück und bald werden wir aus dem Golf hinaus und im adriatischen Meere sein. Jetzt machte sich aber auch die Hitze bemerkbar. Die Sonne steht im Zenit, ihre Strahlen fallen senkrecht auf uns. Die Sonnenspiegel werden aufgespannt und wir nehmen unter ihnen Platz. Jetzt ist die Gelegenheit da, die übrige Schiffsgesellschaft zu studiren. Kajütenpassagiere sind nur wenige auf dem Schiff, unter ihnen besagter kurzer,

dünner Engländer, ein Jüngling von vielleicht achtzehn Jahren, der sehr wenig spricht und augenscheinlich viel Neigung zum schlafen hat. Er betrachtet den Schlaf als einzig vernünftigen Zeitvertreib und benutzt die Lektüre einiger langweiliger englischer Romane als Schlafmittel. Der lange dünne Mensch ist Deutsch-Schweizer von Geburt, ungefähr zehn Jahre älter als der Engländer, macht sich über die Deutschen lustig und gerät dadurch mit meinem deutsch-böhmischen Bekannten in Streit. Die Sache schlichtet sich aber schließlich wieder. Beide sind intelligente junge Leute, die in der Welt herumgekommen sind, gehen in demselben Berufe nach einem Orte des Auslandes, hegen für einander Sympathie und schließen trotz einiger Verschiedenheit in ihren harmlosen politischen Gefühlen Freundschaft. Auch zwei junge Triestiner, die in Egypten ein Geschäft begründen wollen, teilen unsere Kajüte. Beide sind Italiener, der eine zeichnet sich durch wunderbar schöne braune Augen, der andere durch seinen furchtbaren Deutschenhaß aus. Der braunäugige junge Mann ist sehr still und scheint Neigung zu sentimentalen Schwärmereien zu haben; der andere, obwohl sein Gefährte und zukünftiger Geschäftsteilhaber, bildet den grellen Gegensatz zu ihm, ist sehr lebendig und erzählt uns, daß er gezwungenermaßen im österreichischen Heere gedient und schon da seine irredentistischen Ansichten zur Schau getragen habe. Ob er dafür Strafe geerntet hat, sagt er nicht, ich vermute es aber, da sich sein Deutschenhaß, eigenem Geständnis zufolge, seitdem wesentlich gesteigert hat. Trotzdem kann man sich ruhig mit ihm unterhalten, ohne einen feindlichen Angriff von ihm erwarten zu dürfen. Ueberhaupt ist Mut keine seiner Tugenden, und er hütet sich wohl vor tatsächlichen Beleidigungen der Deutschen, da er überzeugt ist, daß ihm mein deutsch-böhmischer Freund, dessen Leidenschaftlichkeit er kennt und dessen Kraft er besonders fürchtet, von der Zweckmäßigkeit jüngst genossenen Vorterrichts Beweise beibringt. Er hält sich also sehr bescheiden und kleidet seine Angriffe in eine höfliche Form. Unter den Deckpassagieren erregen besonders drei meine Aufmerksamkeit, nämlich ein junger Russe mit klugen, ein schmutziger Ungar mit dummen und last not least ein reinlicher Araber mit schlauen Augen. Der junge Russe kommt eben von der Universität und geht als Arzt in die von vertriebenen Juden, seinen Glaubensgenossen, nahe bei Jaffa, dem Haupthafen von Palästina, gegründete Kolonie. Wenig über zwanzig Jahre alt, wagt es der junge Mann, der übrigens ein bemerkenswertes Beispiel von dem Wissensdrange der russischen Jugend gibt, doch schon, seinem schweren Berufe, weit von der Heimat entfernt, selbständig nachzugehen und stützt sich nicht allein auf tüchtige Kenntnisse in der ärztlichen Wissenschaft, sondern auch in den allgemeinen Naturwissenschaften.

Wenn sich der Russe, der auch der deutschen und französischen Sprache mächtig ist, durch seine Kenntnisse auszeichnet, so tut dies der Ungar durch den Mangel an solchen. Schon das Äußere dieses Kerls ist abschreckend. Sein stupides Gesicht, das auch einen Beweis für die Lehre der Abstammung des Menschen vom Tiere bietet, weist ein paar Augen auf, bei deren Anblick man unwillkürlich zweifelt, ob der Besitzer dieser Sehorgane jemals eine Idee von Schulunterricht und Menschenbildung gehabt hat. In hohen Stiefeln, schmieriger Hose und ebenso schmierigem Rock, mit ungekämmtem, borstenähnlichen Haar und schmutzigem Gesicht lungerte er auf dem Deck herum und brachte uns durch die Naivetät, mit der er sich zu uns auf die für Kajütenpassagiere bestimmte Bank setzte, in Gefahr, einige Ausreißer seiner Menagerie zu erwerben. Da der widerliche, mit allen möglichen und unmöglichen Gerüchen die Luft verpestende Kerl nicht von unserer Seite wich und nur ungarisch sprach, also die an ihn gerichteten Aufforderungen, sich zu entfernen, nicht verstand, sahen wir uns genötigt, ihn durch einen Matrosen mit Gewalt an seinen alten Platz zurückzuführen zu lassen. Was dieser Mensch ohne Geldmittel und ohne Sprachkenntnisse draußen in Palästina, wohin sein Willet lautet, beabsichtigt, ist uns allen unklar geblieben. Jedenfalls waren wir froh, wenn seine Gestalt aus unserer Schwelte entwand, und

fühlten uns ganz auf der Seite des Arabers, der ihn zum öfteren einem Reinigungsprozeß im Meere unterziehen wollte. Besagter Araber ist ein intelligenter und ausnahmsweise hübscher Jünger Mohammeds, der sich in seinem Nationalkostüm: roter Fez, arabischer Jacke und Beinkleid präsentiert. Die Jacke, die besser Jäckchen genannt werden kann, sowie das bis auf die halbe Wade hinabreichende Beinkleid sind von einem hellblauen, wollenen Stoff, der mit einfacher Stickerei verziert ist. Bei besonderer Gelegenheit trägt er reich mit Gold gestickte Kleider in gleicher Farbe, aber von Seide. Solch' ein arabisches Beinkleid ist ein wunderbar einfaches und dabei bequemes Ding. Aus einem Stück bestehend, das zwei Öffnungen für die Füße enthält und um die Mitte des Leibes, wo Hose und Jacke sich berühren, durch einen zwei Hände breiten, aus einem länglich gefalteten Shawl bestehenden Gürtel festgehalten wird, läßt diese, große Falten werfende Kleidung doch den Beinen genügenden Platz zum Bewegen. Auch der Gürtel resp. Shawl ist praktisch, er drückt nicht wie unsere modernen Hosenträger, hält Hose und Eingeweide zusammen und ist namentlich für Leute, die viel Bewegung und Anstrengung haben, praktischer Ersatz des einschneidenden Ledergurts. Die französische leichte Infanterie in Algier, die unter dem Namen „Zuaven“ bekannt ist, hat sich diese Tracht angeeignet und dadurch ist ihre Leistungsfähigkeit erklärlich. Unser Araber sieht in dem kleidsamen Kostüm sehr hübsch aus, und da er auch sonst sehr liebenswürdig ist, weiße Wäsche trägt und für Reinlichkeit seines Körpers sorgt, so gestatten wir ihm, sich zu uns zu setzen. Er bietet mir mit echt orientalischer Zuvorkommenheit seine Tabakdose. Ich drehe mir eine Zigarette und die Unterhaltung beginnt, indem er mich auf italienisch fragt, woher ich käme und wohin ich wolle. Da sein Italienisch mindestens ebenso mangelhaft ist als das meine, antworte ich ihm versuchsweise in englischer Sprache, und siehe da, mein Nachbar kennt auch diese Sprache. Er teilt mir nun mit, daß er Hamed Ibrahim heiße, Schiffschandler, das ist jemand, der die Schiffe mit allerlei Bedarfsartikeln versorgt, in Alexandria sei und von einer Geschäfts- und Bergnügungsreise durch Europa zurückkehre. Inzwischen ist die Zeit zum Mittagessen, das man auf dem Schiffe um fünf Uhr Nachmittag einnimmt, herangekommen. Es klingelt, und wir Kajütenpassagiere begeben uns in den Salon, während unsere neuen Freunde, der Russe und der Araber, sich mit dem dicken Koch behufs Lieferung eines besonderen Diners ins Einvernehmen setzen. Seelust und Eisenbahnfahrt haben den Appetit reger gemacht und dieser hält einstweilen eine Konversation nieder. Erst gegen das Ende der Mahlzeit beginnt eine solche. Die an der Tafel mitispeisenden Offiziere und Maschinisten sprechen nur italienisch, wir unter uns deutsch. Es zeigt sich auch hier eine gewisse Abneigung gegen die Deutschen, die uns aber nicht irritiert. Endlich sind wir wieder frei und gehen auf Deck zurück. Das Meer ist etwas unruhig geworden, das Schiff schlingert stark. Zwei Deckpassagiere stehen an der Brüstung und schauen dem Wellenspiel zu; der eine will soeben seinem Nachbar etwas sagen, er öffnet den Mund, aber die Sprache der Natur stopft ihm plötzlich denselben zu — er ist seekrank und bringt Reptan sein Opfer. Wir retten uns vor dem trostlosen Element. Das Hinterdeck und beobachten hier das aufgeregte Meer. Inzwischen hat sich der Himmel mit seinem Sternchenhaare bedeckt. Da ist der große Bär, da der Polarstern und im Osten der Abendstern. Es sind alte Bekannte. Araber und Russe haben sich zu uns gesellt; beide sind gleich seetüchtig wie wir und von gleichen Empfindungen befeelt. Himmel über uns, Wasser unter uns und ringsherum. Nur wenige Bretter trennen uns von dem Tode. Der eine staunt, empfindet aber ein gewisses Grauen vor dem nassen Element, der andere bewundert, verehrt und sehnt sich nach ihm. Die meisten fühlen sich hilflos und elend, alle sind ihrer Kleinheit in der Schöpfung bewußt. Die Sonne sinkt tiefer und tiefer. Ihre Strahlen färben das Meer rötlich golden. Jetzt taucht der Feuerball in die Blüten. Halb sieht er noch heraus — es ist ein entzückendes Schauspiel — der Halbkreis wird kleiner, er verschwindet ganz. Nun ist es Nacht

und was für eine Nacht. Millionen Sterne funkeln am tiefblauen Firmament und spiegeln sich in den krystallinen Fluten. Ein leiser Luftzug kühlt unsere Stirn. Ueberall Ruhe, aber ein neues großartiges Bild soll bald unsere Aufmerksamkeit fesseln. Ein Feuerball ist untergegangen, ein anderer taucht auf: der Mond. Erst reckte sich die Scheibe ein wenig aus dem Wasser heraus, sie kam höher und höher und Luna schwamm darüber, nämlich über dem Meere. Mit dem Monde hat sich aber die Szenerie verändert. Wir fahren unter einem Sternenhimmel und durch ein Feuermeer dahin. Es ist Meerleuchten. Rings um das Schiff tauchen Feuerfunken auf. Feuer sprüht unter dem Bug hervor — ein feuriger Schweif zeichnet den Weg, den wir genommen. Das Meer ist schwarz geworden, darüber schwebt weißer Schaum, der durch die Bewegung des Schiffes entstanden, in diesem weißen Schaum und schwarzen Meer eine Menge leuchtender Punkte, über dem Ganzen der Mond — es war eine feenhafte Nacht. Schweigend und friedlich stehen wir nebeneinander: Deutscher, Russe und Araber. Es liegt ein stilles Einverständnis in diesem Schweigen. Wir haben uns satt gesehen, drücken uns stumm die Hände und begeben uns zur Ruhe.

Der Araber hat sich in seinen Burnus gewickelt, der Russe liegt neben ihm und sieht träumend in das Meer und den Mond. Beide werden bald in Morpheus' Armen liegen. Auch ich habe mich in die Kajüte und ins Bett begeben. Es ist spät geworden, die Hitze ließ uns nicht früher schlafen. Im Schlafzimmer ist es noch immer warm. Zum Glück sind die Decken weit geöffnet und lassen ab und zu die erfrischende Seeluft herein. Endlich bringt mir das Schaukeln des Schiffes den nötigen Schlaf, aus dem ich gegen Morgen durch Rufen geweckt werde. Ich blide nach oben und sehe durch das geöffnete Deckfenster das Gesicht meines arabischen Freundes mir entgegenlächeln. Er will besonders höflich sein und mich deutsch anreden: „Sloven noch, miu Frind?“ (Schlafen noch, mein Freund?) tönt es aus seinem Munde. Also wirklich hat er mit kleiner Umänderung einen deutschen Satz zusammengebracht. Ich mutmaßte, daß er das Wort „sloven“ am Abend gehört hat, freue mich über sein gutes Gedächtnis und beschliesse, seine Fähigkeiten im Erlernen fremder Sprachen auf die Probe zu stellen. Bald wird aber die Unterhaltung englisch geführt. Where are the other gentlemen? Wo sind die anderen Gentlemen? fragt er. Natürlich läßt seine Höflichkeit ein geringeres Wort denn Gentlemen nicht zu. Sie sind alle Gentlemen. Es hat überhaupt seine eigentümliche Verwandnis mit diesem Worte, für welches wir keine brauchbare Uebersetzung haben. Gentlemen in seiner englischen Bedeutung entspricht etwa dem Deutschen „seinen Mann“, dem „Mann ohne Tadel“. Das Wort mit Edelmann wieder zu geben, würde unsinnig sein. Im übrigen geht es dem Ausdruck wie der in Oesterreich üblichen Anrede „Euer Gnaden“. Es wird ein jeder damit belegt. Der Verkäufer nennt den Käufer so, an den er eben einen Gegenstand mit gutem Verdienst losgeworden, der Trinkgeldnehmer den Trinkgeldgeber und schließlich heißt ein jeder „Euer Gnaden“. Doch mit unserem Araber ist es anders. Er wird nur seine Freunde, gleichgestellte und höhere, kurz gebildete Leute, als Gentlemen bezeichnen, nie aber jemanden aus der niederen Klassen, wie z. B. einen robusten Matrosen oder gar den Ungar. Also die anderen Gentlemen steigen aus ihren Betten, was, da sich zwei Betten nahe übereinander befinden, eine gewisse Gewandtheit erfordert und oft mit Anschlagen des Kopfes oben oder seitwärts verbunden ist. Da wir drei Neulinge in der Kajüte hatten, so gab ich wohl acht auf jedes Geräusch und hörte richtig dreifaches Trommeln, das wie das Bersten eines hohlen Kürbisses gegen ein Brett klang und dem sofort ein dreifacher Schmerzensruf folgte. Bald nach diesem Ereignis saßen wir zusammen auf Deck, versammelt zu löblichem Tun, der Russe lud mich zu einer Partie Schach, der Araber spielte mit dem Schweizer Domino und der Engländer erzählte, daß sein dickgeschwollenes und blutunterlaufenes Auge von einem Kampf mit drei Räubern herrühre, die ihn am hellen Tage dicht bei Triest angegriffen hatten.

Ich bedauerte ihn deshalb, gab ihm gute Ratschläge zur Heilung des entstandenen Ungemachs, bedauerte dann den Araber, weil solcher soeben im Dominospiel verloren hatte und schließlich mich selbst, weil ich durch die geteilte Aufmerksamkeit schwach gemacht worden war. Am Nachmittage gab mir Hamed Ibrahim, der arabische Gentleman, Aufklärungen über seine Geschäfts- und Vergnügungsreise nach Europa. Er hatte als intelligenter Mensch die Welt sehen wollen, dabei das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden und sich den verschiedenen Schiffseignern, deren Schiffe Egypten berühren, als Shipshandler vorgestellt und empfohlen. Da er in arabischem Kostüm reist, hat er umsomehr Erfolg für seine Empfehlung zu erwarten: man hat sich allseitig für ihn interessiert. Er hat Italien und Frankreich bereist, dort entgegen den Vorschriften des Koran Wein und in Deutschland, das er ebenfalls durchreiste, gutes deutsches Bier getrunken und schließlich in Dänemark, Schweden und Norwegen von der Kälte zu leiden gehabt. Besonders Interesse hegt er für Berlin, wo er „große Glas Bier“ (seine Bezeichnung für das in großen Humpen ausgeschenkte Weißbier) getrunken und für Hamburg, wo er im Krankenhause gelegen hat. Da er in Erinnerungen an besagte „große Glas Bier“ schwelgt, das ihm nicht sowohl quantitativ als auch qualitativ imponierte, liegt die Vermutung nahe, daß die kaum 2 Tage später erfolgte Niederlassung im Hospital zu Hamburg die natürliche Folge eines durch übermäßigen Biergenuß verdorbenen Magens ist. Zwar behauptet er, daß ihn das Fieber geplagt habe, aber ich bin Zweifler und traue mir mehr Urteilskraft zu, umsomehr als die Symptome des Fiebers denen unseres deutschen „Katers“, wie es in der Biersprache heißt, entsprechen. Daß der „Kater“ bei ihm später auftrat und länger gedauert hat als bei anderen Menschen, ist dadurch zu begründen, daß sein Magen nicht an Bier gewöhnt war, am wenigsten aber an viel Bier, vielleicht gar verschiedene Sorten. Uebrigens hat es ihm trotz seinem Leiden doch ganz gut in Hamburg gefallen. Namentlich lobt er die Behandlung und Verpflegung im Krankenhause.

Da er nun einige Wochen in Deutschland gewesen ist und ihm die deutschen Lieder gut gefallen haben, möchte er auch ein solches lernen, um es später seinen lieben Bekannten in Egypten vortragen zu können. Er hat sich das schöne Lied: „Der Wenzel kommt, der Wenzel kommt, der Wenzel ist schon da“ ausgewählt, das er wahrscheinlich von einem berliner Schusterjungen gehört hat und das ihm durch seine Kürze besonders gefällt. Das W in Wenzel hat bei ihm Ähnlichkeit mit dem englischen W, Wenzel klingt also wie Wenzel. Den Refrain hat er in Vivalirala, Vivalirala umgeändert und ist stolz darauf, seine Kenntnisse um einen neuen Satz bereichert zu haben. Gemäß seinem Wunsche erkläre ich mich bereit, ihm das Lied richtig vorzusingen. Er paßt genau auf und singt es dann, ohne auf unsere Verbesserungen zu achten, ruhig in seiner Weise nach. Auch einige deutsche Schimpfwörter hat er gehört und gelernt, doch geht ihm das Verständnis dafür ab. So wendet er z. B. eines derselben bei dem Schweizer an, in der kostbaren Ansicht befangen, sich dadurch einzuschmeicheln. Natürlich machte uns diese Begriffsverwechslung sehr viel Spaß und in das allgemeine Gelächter stimmte Hamed Ibrahim, der Sänger des herrlichen Liedes vom Wenzel, kräftig mit ein. Ein anderes mal mußten wir lachen, als bei einer politischen Unterhaltung, in der Bismarck erwähnt wurde, der Araber hinzutrat, den Namen Bismarck aussprach und mit dem Zeigefinger auf die Stirn zeigte, eine Manipulation, die bei uns als Beleidigung ausgelegt wird. Wir waren darüber umsomehr erstaunt, als unser Freund sonst eine hohe Meinung von unseres Staatschiffes Lenker hatte, fragten ihn nach der Bedeutung des Zeichens und erfuhren nun, daß er damit andeuten wolle, Bismarck's Kopf sei eben so kahl wie der seinige. In der Tat trug dieser zivilisirte Mohammedaner einen kahlgeschorenen Schädel. So verging die Zeit auf dem Schiffe ganz angenehm im ernst und heiteren Tun und Treiben. Ab und zu betrachteten wir durch ein Fernrohr die zu unserer linken Seite gelegene, traurig öde dalmatische Küste, deren weiße Kalksteinmassen wie eine Mauer

aus dem Meere auftauchen und vor denen eine Kette größerer und kleinerer Inseln vorgelagert ist, und ließen dann unsere Blicke zu der rechtsseitig liegenden italienischen Küste hinüberschweifen, der wir uns zusehends näherten. Am dritten Tage unserer Seereise, etwa um Mitternacht, haben wir Brindisi, den südlichsten Hafen Italiens am adriatischen Meere, erreicht und somit die halbe Strecke zurückgelegt. Schon eine Stunde vorher haben wir auf dem Vorderdeck gestanden und die sich langsam nähernde Küste beobachtet. Jetzt zeigt sich ein Licht: der Leuchtturm wird sichtbar. Mehr Lichter folgen — die Stadt liegt vor uns. Sie trägt ein entschieden südliches Gepräge. Die Bauart der Straßen und Häuser beweist das. Wir fahren jetzt in den Hafen ein. Am Lande ist alles still. Da mit einemmale ertönt ein Krach, dem lautes Schreien nachfolgt. Wir sind gegen ein Schiff gerannt und haben ein anderes gefährdet. Glücklicherweise ist die Sache nicht schlimm. Es hat etwas Kleinholz gegeben hüben und drüben, bei uns sind einige der das Sonnensegel tragenden Stangen heruntergerissen. Sie werden sofort wieder ersetzt. Ein Boot naht sich. Der darin sitzende Beamte fordert die Hafengebühr. Unser Kapitän verweigert eine solche, weil der Hafenskapitän die Schuld an dem eben stattgehabten Unfall trage. Ein anderes Boot bringt drei russische Frauen an Bord. Schade, daß es Nacht ist und wir nicht Gelegenheit haben, die Bevölkerung kennen zu lernen, die hier ein sehr festes Temperament und viele Untugenden besitzt, zu deren hauptsächlichsten Ausdringlichkeit und Unehellichkeit gegen die Fremden gehört. Sehr oft ist der Hafen Schauplatz von Kämpfen der Facchini, die halb Arbeiter, halb Bummler, sich um die Ehre, Gepäckträger der Angekommenen zu sein, balgen und häufig, ohne daß der Fremdling etwas dagegen tun kann, mit dessen Gepäck im Gedränge auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Ein Kenner dieser Zustände macht deshalb den Vorschlag, die Hafengebühr von Brindisi möge nur solche Gepäckträger zulassen, die mit einer Schnur zum Festhalten versehen sind. Da aber diese Einrichtung bis jetzt noch nicht existirt und auch die lautesten Zurufe die Zubringlichen nicht verschrecken, muß man einstweilen sich mit tüchtigen Stöcken zum Dreinschlagen bewaffnen und so sein Gepäck retten. Wir hatten nun derbe Knüttel zurechtgestellt, jedoch nicht Gelegenheit zum Dreinschlagen. Nicht lange weilen wir in Brindisi. Das Schiff setzt sich wieder in Bewegung, und als wir am nächsten Morgen aufwachen, sind wir im jonischen- und bald darauf im mittelländischen Meere. Wir haben jetzt Zeit, uns um die neuen Passagiere zu kümmern. Es sind drei arme russische Weiber, fromme Pilgerinnen, die aus Jerusalem kommen, die Gebeine eines Heiligen in irgend einem Neste Italiens besucht haben und nun durch das schwarze Meer über Odeffa in ihre nordische Heimat, eine sogar nach Sibirien, zurückkehren. Sie können sich anfänglich niemandem verständlich machen, bis ihnen endlich der russische Arzt zu Hilfe kommt. Wir erfahren nun, daß sie als Angehörige der orthodoxen griechischen Kirche sich in den zweiwöchentlichen Sommerfasten befinden, während welcher sie nur Wasser und Brot genießen dürfen. Da aber das Schiff schon am Spätabend, statt wie erwartet, am andern Morgen einlief, war es ihnen unmöglich gewesen, sich mit frischem Brot zu versehen und so befinden sie sich in der Gefahr, zu verhungern, welcher sie nur durch die glückliche Dazwischenkunft ihres Landmannes, der ihnen Brot verschafft, entgehen. Auch der Araber bedauert die armen Geschöpfe lebhaft und läßt ihnen Suppe und Fleisch geben, erfährt aber schnöde Abweisung seines von reiner Menschenliebe getragenen Angebotes. Er vermag es gar nicht zu fassen, daß jemand so töricht sein könne, Brot und Wasser einer Suppe mit Fleisch vorzuziehen und verlangt von

mir Auskunft darüber. Ich gebe ihm solche, kann aber nicht verhindern, daß er die Achseln zuckt und die Dummheit der armen Frauen, die so weit um eines Heiligen willen gewandert sind und dabei hungern wollen, bedauert. Hamed Ibrahim ist eben im ganzen ein sehr aufgeklärter Mensch, und es wäre nur zu wünschen, daß auch die übrigen Mohammedaner so vernünftig dächten. Es stände dann besser um sie.

Jetzt wird Land sichtbar. Wir fahren an einer kleinen Insel mit eigentümlichen Küsten-Auswaschungen vorbei. Hinter der kleinen Insel liegt eine große, deren uns zugekehrte Südseite sehr gebirgig ist. Es ist Randia, das Kreta der Alten. Wir lassen beide Inseln links liegen und dampfen auf unser heißersehntes Ziel los, das wir denn auch nach fünftägiger Seefahrt erreichen. Am frühen Morgen kamen wir an. Schon am Abend zuvor ließen sich die Leuchtturmlichter erkennen, denen wir mit einem Anflug von Freude und Neugierde entgegenschauen. Bessers Herz pocht wohl nicht lauter, wessens Geist wird wohl nicht reger, wenn er das erhoffte Ziel vor Augen sieht. Man hat für nichts Sinn als für dies eine, alle Hoffnung hängt an ihm. Manche erwarten im fernem Lande ihr Lebensglück. Viel leicht finden sie es, vielleicht werden sie enttäuscht. Andere kehren zu ihrer Familie heim. Andere beabsichtigen nur einen vorübergehenden Besuch. Alle aber sehnen sich wieder nach festem Boden. Endlich liegt der prächtige Hafen von Alexandria, in den uns ein arabischer Pilot einführt, im Halbkreis vor uns. Durch einen Wald von Masten schweift unser Blick hinüber zu der berühmten, größtenteils nach europäischem Muster erbauten Stadt. Jetzt wird's lebendig. Boote segeln von allen Seiten auf uns zu, schwarze und braune Kerle klettern mit lagenartiger Gewandtheit auf Deck und bestürmen uns mit dem Angebot ihrer Kähne. Da kein Schiff nahe an's Land heran darf, weil man Schmuggel befürchtet und zu dessen Verhinderung nicht genug Hafenvächter hat, muß man sich im Boot zu Land schaffen lassen. Mein arabischer Freund hat mich zu einer gemeinschaftlichen Fahrt eingeladen. Ich will seiner Einladung eben folgen und ihn deshalb aus dem Gedränge herausuchen, als ich auch schon mein Gepäck verschwinden sehe und von einem häßlichen Schwarzen mit ungeheurer Schnelligkeit in ein Boot befördert werde. Mich umschauend, finde ich nicht sowohl mein Gepäck als auch den arabischen Gentleman neben mir. Nun fliegen wir pfeilschnell vorwärts und nach einigen Minuten haben wir egyptischen Sand unter den Füßen. Welch' beseligendes Gefühl, auf afrikanischem Boden zu stehen. Ich möchte niederknien, ihn zu küssen, doch der Schmutz verhindert mich daran. Wir müssen jetzt einen Torweg passieren, in welchem sich das Zollamt befindet. Ein arabischer Würdenträger läßt sich den Inhalt meines Koffers zeigen, annektirt einige Patronen und will auch den in meiner Rocktasche verborgenen Revolver haben. Ich protestire energisch — er erhält ihn nicht. Ein anderer Beamter blickt mit Kennermiene in meinen Paß, den er natürlich nicht versteht und der durch einen Steuerzettel mit Amtsstempel wahrscheinlich ersetzt wäre, und legt denselben in eine Schublade. Meine Bitten um Rückgabe finden taube Ohren. Ich werde grob, schelte deutsch, englisch und französisch, aber ohne Erfolg. Je gröber ich werde, umso liebenswürdiger wird er. Endlich gehe ich, nachdem ich mich von Hamed, meinem arabischen Freunde, getrennt und mit diesem eine Stadtreise für den Nachmittag vereinbart habe. Hamed wurde von seinem Bruder und einem Freunde empfangen, die er beauftragte, mich in ein Hotel zu bringen, und so eile ich denn in Begleitung besagter brauner Gentlemen und eines schwarzen Gepäckträgers durch den arabischen Stadtteil meinem Ruheorte entgegen.

„O die Freunde!“

Von A. A. Lerei.

(Schluß.)

Eines Abends, als ich das Kaffeehaus früher als gewöhnlich verließ, begleitete mich einer meiner Freunde. Er hatte vor mehreren Wochen seine lukrative Stelle bei der Bank aufgegeben, weil er das Talent in sich fühlte, Dichter zu werden. Jene Tagesbeschäftigung mit trockenen Zahlen nahm ihn zu sehr in Anspruch; diese prosaischen Ziffern benahmen und beeinflussten seine poetischen Ideen und deshalb hielt er es für angezeigt, seinen sicheren Posten aufzugeben, (er bezog monatlich 200 Gulden) um sich aufs kapriziöse Ross zu setzen, das schon so viele erbarmungslos abgeworfen hat!

Nach längerer Zeit fleißigen Arbeitens hatte er einen recht hübschen Stoß Manuskripte im Vorrat, aber Absatz konnte er leider keinen dafür finden. Heute eben wollte er mich nach Hause begleiten, um mir seine letzte Erzählung, betitelt: „Der Regenschirm als Hochzeiter“ vorzulesen; ich sollte selbst sehen, daß er recht hatte, wenn er von den Redaktionen sagte: „Sie vernachlässigen ihre eigene Interessen!“ Ich muß gestehen, daß mir die Sache imponirte: Ein junger Mann, der tagelang bei schönstem Wetter mit dem bewußten Regendache umherirrte, fand endlich doch Gelegenheit, dasselbe nutzbringend zu verwenden, indem eine gefällige Wolke ihre Schleusen öffnete, um eine am frühen Morgen aus dem Opernhause strömende Menge reichlich zu begießen. (Ich erlaubte mir, hier zu bemerken, daß die Opern gewöhnlich nicht bei Tagesanbruch stattfänden, aber der Autor versicherte mich, dies sei eine licentia poetica). Der junge Mann, oder vielmehr der Regenschirm, denn das war der eigentliche Held, hatte hier eine reichliche Auswahl; er warf seine Augen unter die Menge (ich fand das hübsch gesagt, kühn aber entschieden hübsch), und entdeckte endlich diejenige, für welche sein seidenumspanntes Herz schlug. Sie akzeptirte den dargebotenen Arm (des Jünglings, nicht des Schirmes), und schließlich konnte sich das glückliche Regendach, — nein, der Besitzer desselben, nicht mehr losmachen, was er mit den schließenden Worten zu erraten gab: „Der Arm wurde für immer konfisziert, und so blieb denn mein überglücklicher Rest daran hängen, um mit ihr ein zufriedenes Erdenkinderpaar zu bilden!“

„Wirklich, ich begreife nicht!“

„Was?“ Der Autor stellte diese Frage in etwas nervöser Art, als fürchte er irgend eine unliebsame Kritik.

„Ich begreife nicht, daß man diese Erzählung nicht annehmen will!“ — „Nicht wahr? Ja, ich sage Ihnen, Freund, es ist unglaublich. Uebrigens seien Sie überzeugt, der Grund ist der, daß man heutzutage frische Talente unter keiner Bedingung aufgenommen lassen will!“

„Ja, das muß es wohl sein.“

Der Besuch endete damit, daß mich mein Freund H. fragte, ob ich ihm nicht auf eine Woche 4 Gulden paffen könnte; bis dahin mußte die Serie der Annahmen und Honorare unfehlbar beginnen, und dann werde er mir das Geliehene mit bestem Dank zurückerstatten.

Ich rannte dienstbeflissen, fast erfreut zu meiner Sparkasse: „Mit dem größten Vergnügen, lieber Freund!“ Warum konnte ich in diesem sublimen Momente nicht ein wohlgefülltes Portefeuille hervorziehen und rufen: „4 Gulden? — bedauere, — wenn Ihnen aber mit 1000 gedient ist, mit Freunden; beunruhigen Sie sich auch nicht betreffs der Rückzahlung, das hat Zeit, bis wir im Monde zusammentreffen!“ Nun, für den Moment war ihm mit der einfachen Vierzahl auch gedient, und ich fühlte eine lebhaftere Genugthuung, eine wahre Freude, dem Anderen gefällig gewesen zu sein.

Alles hat seine Serien, auch das Angepufftwerden. So passirte es mir denn, daß ich wenige Tage später (zum Glück war's nach dem Ersten des Monats, sonst hätte ich resüfieren müssen) wieder zu einem ähnlichen Dienst berufen wurde. Diesmal mußten 3 Gulden von der für's Rauchen ausgesetzten Summe herhalten.

Nun hieß es sich aber mit den Zigarren ein wenig einschränken; ich verpaffte im Durchschnitt 5 Stück Zweikreuzerzigarren im Tag, drei Stück mußten für diesen Monat genügen.

Im Laufe der Woche hatte ich sogar das unaussprechliche Vergnügen, meinem Freunde Taler auszuhelfen zu können; nicht, daß er am Ende à see gewesen wäre, aber es kann ja jedem Menschen passiren, daß er sein Geld zu Hause liegen läßt; so war es auch diesmal geschehen: „Mein lieber Königstein, haben Sie 5 Gulden bei sich? Ich habe die fatale Ungeschicklichkeit begangen, mein Geld in einem andern Noth zu Hause zu lassen.“

„Mit Vergnügen bester Taler, bitte.“

Taler war leider sehr vergeßlicher Natur und ich kam für volle 30 Tage ums Rauchen; doch es war auch zu extragen, ja, ich begann mit dem Gedanken umzugehen, diesen Luxus ganz aufzugeben, denn wenn ich ihn einen Monat hindurch entbehren konnte, so mußte es doch auch für die Zukunft möglich sein.

H. kam eines Abends freudestrahlend ins Kaffeehaus. Er schob mir ein Blatt hin: „Da lesen Sie, lieber Freund.“

„Der Regenschirm als Hochzeiter“, las ich gedruckt; ich hatte es schwarz auf weiß vor mir. „Gratulire, lieber H.! Nun, somit wäre ja die Klippe überschritten; wir werden Sie wohl bald neben Hackländer, Spielhagen und den Anderen nennen hören!“

Er lachte selbstbewußt; endlich nach einer Pause: „A propos, sind Sie wegen der 4 Gulden sehr pressirt?“

„Nicht doch, nicht doch!“

„Umso besser, denn ich wollte Ihnen eben einen diesbezüglichen Vorschlag machen. Sehen Sie, dieses Blatt zahlt keine Honorare, dafür hat es mir aber ein ganzjähriges Abonnement bewilligt. Wenn Sie erlauben wollten, daß ich die Exemplare an Sie adressiren lasse, so, — so wären wir dann quitt; nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß.“

„Wenn Sie aber darauf bestehen, daß ich Ihnen die 4 Gulden in natura zurückstelle“ —

„Durchaus nicht, bester Freund; zediren Sie mir das Abonnement.“

Nach Hause gekommen setzte ich mich an den Tisch, um folgendes Problem zu lösen:

Ausgeliehen an Freund H.: 4 Gulden. — Freund hat für den „Regenschirm als Hochzeiter“ ein Freiabonnement erhalten und dasselbe mir zedirt: 4 Gulden.

Es wollte mir einen Moment scheinen, als habe eigentlich ich, und nicht die Redaktion, auf diese Weise das Honorar erlegt, aber ich ließ diese Idee mit Entrüstung fallen; hatte ich doch dafür das Blatt! Freilich konnte ich's im Kaffeehause umsonst lesen! — — — — —

Das Jahr ging seinem Ende zu. Am Sylvestermorgen hatte ich meine letzten vier bei Seite gelegten Banknoten glücklich an den Mann gebracht. Drei fanden sich nämlich in der Sparkasse, und der vierte Gulden war derjenige, den ich für das Sylvestersfest bestimmt gehabt hatte, aber ich konnte nicht anders: Einer meiner Amtskollegen war mit Tränen in den Augen in die Kanzlei gekommen. Sein Kind lag krank im Bette, und nichts zu Hause, nicht so viel um eine Suppe zu kochen!

Ich benützte die Mittagspause, um unter einem Vorwand nach Hause zu rennen, und dem armen Teufel meine Ersparnisse zu bringen; wären es nur hundert oder tausend gewesen!

Sonderbar, von allen meinen Verwandten und Bekannten war Rehbein der einzige, der mich nie um einen ähnlichen Dienst angegangen hatte! Ja, er lud mich sogar ein, den heutigen Abend mit ihm zuzubringen. Er wollte im „Mirakelkeller“ das neue Jahr erwarten und mich traktiren. Ich nahm die Einladung mit herzlichem Danke an, doch wollte ich vorerst noch nach Hause gehen, um meine Wittin zu benachrichtigen, daß

sie mich nicht zum Abendessen erwarten möge. Wir sollten uns um 8 Uhr im Keller treffen. Die Hauswirthin kam mir ziemlich erregt entgegen: „Herr von Königstein, der Briefträger war vor einer halben Stunde hier; es war wegen eines rekommandirten Schreibens, das er nur Ihnen übergeben darf; er hat versprochen, noch einmal zu kommen.“

Wer konnte mir wohl zu schreiben haben? Ich hatte zwar nicht das Geringste zu erwarten, aber dennoch pochte mir erwartungsvoll das Herz. Plötzlich hörte ich schwere Schritte auf der Treppe, — man klopfte an meine Thür. „Herein!“ Es war richtig der Briefträger: „Herr von Königstein, ein rekommandirtes Schreiben!“ Und dann, nach wenigen Sekunden: „Wünsche ein glückliches neues Jahr, Gesundheit, Wohlergehen.“

Ich suchte krampfhaft in meinen Taschen, obwohl ich wußte, daß sie leer waren, aber es war Sitte, fast Pflicht, die Neujahrswünsche der Briefträger zu berücksichtigen. Jetzt legt er mir gar ein Postbüchl auf den Tisch! „Bitte, warten Sie einen Augenblick.“ Ich renne zur Hauswirthin; unterwegs zögere ich; lächerlich, seit zwölf Monaten habe ich pünktlich und gewissenhaft bezahlt, sie wird sich eine Ehre daraus machen: „Bitte, Frau Holzbügel, haben Sie die Güte, mir — mir bis auf morgen einen Gulden zu — zu leihen?“

„Wie, bitte?“ — plötzlich sehr schwerhörig.

Ich wiederhole mein Anliegen.

„Bedaure recht sehr, Herr von Königstein, aber ich habe einmal das Prinzip, nie Geld auszuleihen, nein, es bricht die Freundschaft.“

Die Schamröte stieg mir in die Wangen, während ich wieder zurückeilte. „Lieber Freund,“ wandte ich mich an den erwartungsvoll Dastehenden, „man konnte mir leider nicht wechseln, aber sprechen Sie morgen vor, dann sollen Sie Ihr Neujahr haben.“ Der brave Mann geht ohne eine Silbe zu erwidern.

Nun zum unerwarteten, fast unerklärlichen Brief. Ich wende und drehe ihn vorerst nach allen Seiten; der Poststempel ist verwischt. Endlich öffne ich das Couvert; ich entnehme ein Schreiben und eine in ein Papier gewickelte Beilage. Rücken wir das Licht näher und lesen wir vorerst das Schreiben:

Euer Wohlgeborenen

Habe ich zu benachrichtigen die traurige Pflicht, daß Fräulein Amalie von Hallern vor drei Tagen von einem Schlagflusse getroffen worden ist und wenige Stunden darauf ihren Geist aufgegeben hat.“ Ich blide vom Schreiben auf: meine arme, liebe, alte Freundin, wie tut es mir leid um sie! Mechanisch lese ich weiter: „Gleichzeitig habe ich die Ehre, Ihnen,

in meiner Eigenschaft als gewesener Sachwalter des besagten Fräuleins, die Mitteilung zu machen, daß Sie testamentarisch zum Universalerben eingesetzt worden sind, und ich lege hier in der Beilage ein Privatschreiben des seligen Fräuleins bei; das Couvert trägt, wie Sie sehen werden, Ihre Adresse.

Da mir die letztwillige Verfügung meiner Klientin schon bei deren Lebzeiten bekannt war, und dieselbe mir die Pflicht auferlegte, Ihnen sogleich nach ihrem eventuellen Ableben einen Vorschuß zutommen zu lassen, beehre ich mich einen Check auf 5000 Gulden anzuschließen, den Sie gütigst bei der Bodens-Redebank flüssig machen wollen.

Indem ich mich Ihrem Wohlwollen bestens empfehle, bin ich Euer Hochwohlgeborenen ergebenster

Dr. Frischauß,
Notar.

P. S. Das Leichenbegängnis findet am 2. Januar 10 Uhr Vormittags statt.“ — — —

Ich legte die Urne vor mich auf den Tisch, das Gesicht darauf und weinte. Schmerz um die Dahingeshiedene, Dankbarkeit, und warum soll ich's verheimlichen, Freude drängten sich gleichzeitig im Herzen zusammen! — Es war Mitternacht, als ich mich aus dieser Stellung gewaltsam aufrüttelte. Die Glocken schlugen den Neujahrsgruß an. Fast fünf Stunden hatte ich so, wie betäubt gefessen!

Jetzt erst dachte ich daran, den Brief meiner Wohltäterin zu lesen:

„Mein lieber junger Freund!

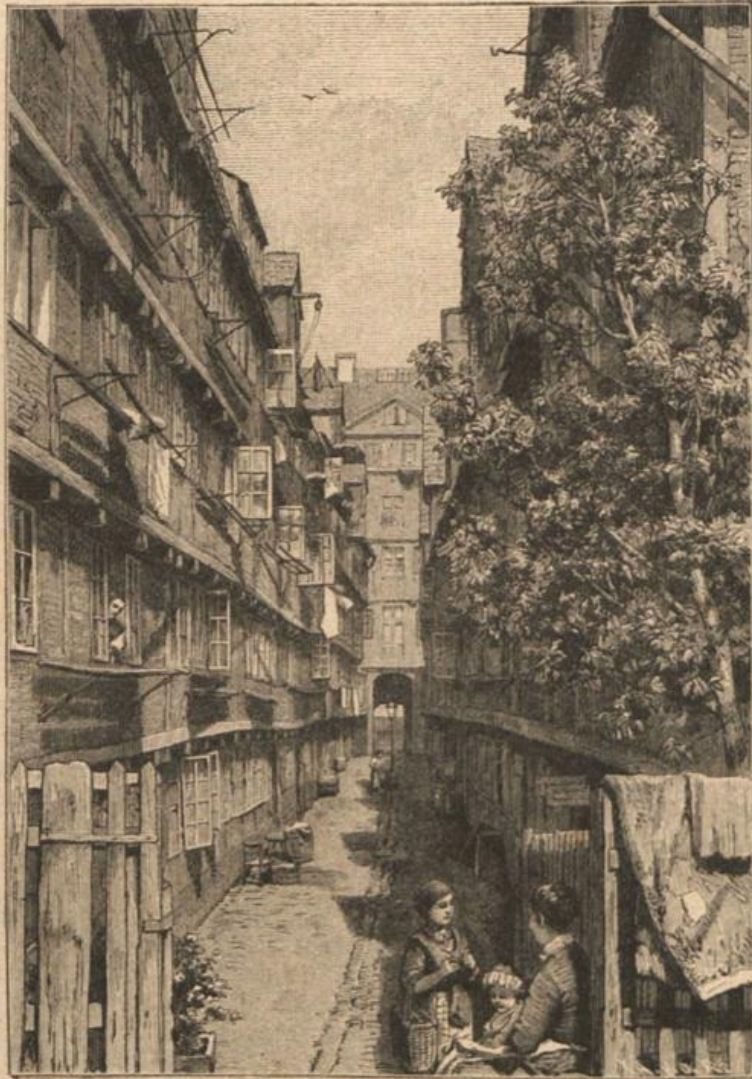
Es freut mich, zu denken, daß wenn Sie diese Zeilen lesen, Ihre Segenswünsche und auch ein paar aufrichtige Freundestränen mir nachfolgen werden. Nicht wahr, Sie gedenken meiner mit liebendem Herzen? Herz! Haben Sie Hauffs Geschichte vom steinernen Herzen gelesen? Ich habe in meinem Leben so viele bittere Erfahrungen gemacht, daß ich mich ernstlich dem Glauben hin-

zugeben begann, alle Herzen auf dieser Welt seien versteinert! Durch eine kleine That haben Sie mir das Gegentheil bewiesen, und deshalb danke ich Ihnen dafür.

Ihre mehr als bescheidenen Verhältnisse sind mir bekannt. Wird Ihnen von jetzt an noch immer der Kaffee zu stark für die Nerven sein?

Wie gerne wäre ich Ihnen schon damals mit meinem Ueberfluß zu Hilfe gekommen, aber ich getraute mich nicht; ich fürchtete, Ihren Stolz zu beleidigen. Ihr Großvater war in diesen Dingen ein sehr stolzer Mann, und ich vermute, der Enkel hat das von ihm geerbt.

Ich fand mithin diesen Ausweg. Ich bin verwandtenlos. Bevor ich Sie kannte, hatte ich mein Vermögen dem Staate vermacht, jetzt vernichte ich das Testament, um Sie zum Erben einzusetzen.



Aus dem alten Hamburg: Hof im Rehrwieder.

Nach einer Photographie.

„F., 30. Dezember 18.—.

Genießen Sie die Freuden dieses armseligen Lebens, lassen Sie Ihrer Großmut (Sie müssen diese Eigenschaft in ziemlich hohem Grade besitzen) die Zügel schießen, Sie können und werden viel Gutes wirken, — aber hüten Sie Sich vor den Freunden! Ich, eine alte Welterfahrene, rufe Ihnen diese Warnung zu. Prüfen Sie die Menschen erst gründlich, bevor Sie ihnen einen Teil Ihres braven Herzens schenken.

Das ist alles, was ich Ihnen zu sagen habe, letzter Ritter.
Amalie von Hallern."

Bis Tagesanbruch saß ich über meinen Briefen, dann legte ich mich auf den Divan, um ein wenig Schlaf zu suchen.

Natürlich schien mir das Ganze, als ich spät am andern Morgen erwachte, weiter nichts als ein Traum. Erst als ich

mich erhoben hatte und sinnend am Bettrand saß, wagte ich nach dem Tisch hinüberzuschauen, denn, war die Geschichte wahr, so mußten ja dort die Dokumente noch liegen. Wirklich, es lagen dort Papiere, aber konnten es nicht irgendwelche wertlose Blätter sein, ich hatte ja die leidige Gewohnheit, mich abends diesem Zeitvertreib hinzugeben!

Bögernd näherte ich mich dem Tische; wenn mir nur nicht ein neckischer Sylvestertobold da einen sehr unpassenden Streich gespielt hat!

Nein, es war wahr, die reine, volle Wahrheit!

Ich las den Brief des Notars noch einmal durch; wie? „P. S. Das Leichenbegängnis findet am 2. Januar 10 Uhr morgens statt.“ Das hatte ich gestern ganz übersehen! Da



Aus dem alten Hamburg: Fleetpartie. Im Hintergrunde die Katharinenkirche.

Nach einer Photographie.

bleibt mir ja Zeit nach F. zu reisen und meiner Freundin die letzte Ehre erweisen; doch heißt es keine Zeit versäumen! Rasch klebete ich mich an und steckte meinen Check zu mir. Ich war ja ohne Kreuzer, und mußte doch Geld haben, um die Reisekosten zu zahlen. Auch sollte ich mich als Hauptleidtragender in Trauergewändern präsentieren.

Ich eilte zur Bodenkreditanstalt: geschlossen! Ja, richtig es ist ja Neujahr, und noch dazu Sonntag. Was nun tun? Wah, das ist doch einfach: Den einen oder andern Freund aufsuchen, Taler zum Beispiel. Mit 200 Gulden vorläufig genug.

Ich mache mich auf den Weg zum großen Zinspalais, das er mit seinem Vater bewohnt. Unterwegs schießt mir wie ein Blitz eine Idee durch den Kopf: Die Worte meiner seligen Freundin: „Hüten Sie Sich vor den Fremden, prüfen Sie vorerst!“ Wenn ich bei dieser Gelegenheit den Versuch machte,

da konnte ich ja gleich sehen, ob Taler der wahre Freund ist. Ich brauche von der Erbschaft vorläufig nichts zu erwähnen, einfach sagen: „Lieber Freund, Sie könnten mir mit 200 Gulden aus einer großen Verlegenheit helfen; ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie die Summe in drei Tagen zurückbekommen.“ Ich komme am Hause an. Der Portier steht schon um 9 Uhr morgens in „vollem Wids“ unterm Tor (wozu hält man sich einen Portier, wenn man ihn nicht ausnützen will). „Baron Taler, der Jüngere, zu Hause?“

„Ich glaube,“ erwidert der Gefragte ziemlich ungnädig, denn ich habe es bisher versäumt, ihm ein klingendes Zeichen meiner Hochachtung vor seinem silberbeschlagenen Rock zu übermitteln. Ich eile die teppichbelegte Treppe hinauf und finde den Freund, in seinem üppig ausgestatteten Kabinet den Morgen-Tschibuk rauchend; dazu schlürft er behaglich seinen Kaffee. „Ach,

Sie sind, lieber Königstein? Das ist schön, daß Sie mich aufsuchen. Danke bestens, gleichfalls!" Diese letzte Phrase galt ohne Zweifel einem ergebenen Neujahrswunsch, den ich gar nicht angebracht hatte.

Ich rückte ohne weiteres mit meinem Anliegen heraus.

Taler wird sehr rot und schnauft krampfhaft an seinem Tschibukrohr; gleichzeitig steckt er mit einer wahren Raubtierhaft ein dickes, angeschwollenes Portefeuille, das vor ihm auf dem Raucherischen gelegen, in die Brusttasche; endlich: „Mein liebster Freund, Sie sehen mich wirklich in Verzweiflung. Ganz unvorhergesehene Auslagen, noch dazu der Neujahrstag, das alles nimmt meine Kasse in empfindlicher Weise in Anspruch. Wirklich, ich bedaure von ganzem Herzen, Sie können sich nicht vorstellen, wie es mir unangenehm ist, aber, — aber ich muß Ihnen den Dienst abschlagen, wirklich, Sie werden" — „Bitte, bemühen Sie sich nicht mit weiteren Entschuldigungen." — Wie ein Pfeil bin ich zur Türe draußen.

Ich renne zu einem anderen Freunde. Dieselbe Ausrede.

Nun überlege ich mirs: Teufel, wenn das so fortgeht, so komme ich in aller Wirklichkeit nicht nach F.! Wozu brauche ich auch 200 Gulden; die Reise hin und zurück kostet im besten Falle 30 Gulden; ja aber der Traueranzug! Doch, da fällt mir ein; ein Ausweg: Aus der Hinterlassenschaft meines Vaters war mir dessen Uniform überkommen, die er als Landstand zu tragen die Berechtigung gehabt hatte. Freilich, damals gab es noch Landstände, vor anno 48, aber jetzt! Würde es nicht lächerlich sein, heutzutage in diesem Aufzuge zu erscheinen? Ebenjogut könnte ich mir aus der Oper das Kostüm eines alt-römischen Kriegers ausleihen? Ei was, Not bricht Eisen, und F. ist ja ein kleines Nest, da kann es immerhin angehen. Während ich so in Gedanken weiterrenne, ruft mir Jemand „glückliches neues Jahr" zu. Es ist H. „Denken Sie sich, lieber Freund, die Ueberraschung: Mein Onkel hat mir meine frühere Stelle bei der Bank wieder verschafft! Seit vier Tagen habe ich das Schriftstellern aufgegeben, und sitze wieder über den Zahlen. 200 Gulden sicher sind doch besser, als tausende in den Satteltaschen des Pegasus, besonders wenn dieser stüzig ist!"

„Das ist prächtig! Gratulire von ganzem Herzen. Doch, bester H., Sie könnten mir auf drei Tage wohl 30 Gulden paffen; mein Wort, nur auf drei Tage."

„Einen Augenblick; dort geht mein Chef, ich muß ihm meine Glückwünsche darbringen; entschuldigen Sie." H. war in wenigen Minuten außer Gesichtswerte!

Es ging mir bei allen nicht besser, und endlich entschloß ich mich, zu Herrn Baron S. zu gehen; ein junger Künstler hat ihn mir vor langer Zeit schon als Mann für alles anempfohlen. Dort war ich sicher, auf meinen Check hin ein Anlehen (gegen gute Prozente natürlich) machen zu können. Dort brauchte ich nicht auf Freundschaft zu rechnen, da ging die Sache geschäftsmäßig, aber sicher.

„Recht schön, die Leute bis Mitternacht umsonst sitzen zu lassen!"

Ich wende mich zur Seite: „Ah, Sie sind's Rehbein; entschuldigen Sie, aber eine Todesnachricht, die ich erst bei meiner Nachhausekunft erfuhr, hat mich verhindert."

„Wirklich!" sagte er teilnehmend, „das hat Ihnen eine traurige Sylvesternacht bereitet."

Ich gab keine Antwort.

„Doch Sie haben's eilig. Wohin rennen Sie nur?"

„Ich suche einen gewissen Baron S."

„Einen Geldverleiher!" sagte er fast vorwurfsvoll. Meine bisherige Sparsamkeit und Ordnungsliebe war ihm kein Geheimnis geblieben, und er hatte eben deshalb viel auf mich gehalten.

„Ja, lieber Freund; ich brauche etwas Geld. Ich muß es

unbedingt haben, um zum Leichenbegängnis einer mir werthen Person zu fahren."

„Verzeihen Sie meine Frage: Ist es viel?"

„Um, mindestens 30 Gulden."

„Dann erlauben Sie mir, Ihnen auszuweichen. Es ist sicherer und einfacher, als wenn Sie sich einem Wucherer in die Arme werfen."

„Sie?" — meine Frage war fast impertinent gekehrt.

„Ja, ich!" er lachte. „Es ist ein kleiner Nebenverdienst, den ich mir durch Notenschreiben gemacht habe."

Ich nahm das Anerbieten an. „Rehbein, in drei Tagen bin ich bei Ihnen!" Das war alles, was ich zu sagen vermochte. — — —

* Gestern habe ich meine selige alte Freundin zu Grabe geleitet!

Die Uniform erregte Aufsehen, und durchaus nicht im Sinne, wie ich es gefürchtet. F. ist eine konservative kleine Stadt, und man fand eine zarte Aufmerksamkeit von seiten des Erben darin, daß er in einem Anzuge „der guten alten Zeit" der Verstorbene die letzte Ehre erwies.

Meine Unterredung mit dem Sachwalter dauerte nicht lange; natürlich blieb es mit ihm beim Alten. Ich hatte die Absicht, nach F. zu übersiedeln; nicht das geringste Band fesselte mich an Wien.

Das liebe traute Häuschen soll nun mein Heim werden. Da das Paarvermögen bedeutend ist, der Notar sprach von 200 000 Gulden, so werde ich für immer aller Sorgen ledig sein.

Ich war in Wien noch einige Tage zurückgehalten. Allerlei Geschäfte, besonders meine Entlassung aus dem Staatsdienst, nahmen diese Zeit in Anspruch. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, meine ehemaligen Freunde von dem Ereignis zu benachrichtigen, ihnen jedoch mitzuteilen, daß F. von Wien zu weit gelegen sei, um eine fernere Verbindung zu gestatten. An Taler schrieb ich:

„Herr Baron!

Es wird Sie vielleicht interessieren, zu erfahren, daß ich eine bedeutende Erbschaft gemacht habe; nichtsdestoweniger würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir die 5 Gulden zukommen ließen, die Sie mir seit vier Monaten schulden.

Sie wissen vielleicht nicht, daß ich damals dieser 5 Gulden wegen das Rauchen einen ganzen Monat hindurch entbehren mußte! Es war hart, aber ich glaubte einem sogenannten Freunde das Opfer bringen zu müssen. Wollen Sie sich jedoch mit der bewußten Summe nicht selbst bemühen; der Besuch Ihres Dieners wird mir angenehm sein. Ihr

Königstein."

Endlich hatte ich meine Sachen in Ordnung. Der Briefträger war in die Luft gesprungen, als er nach zweimaligem vergeblichen Kommen zum drittenmale eine „Fünfigerbanknote" erhielt.

Meine Hausfrau trug das Gepäck eigenhändig in den Wagen, sie behauptete plötzlich, es sei ihre Pflicht, und wollte nichts von einem Dienstmann wissen. Erwartungsvoll blieb sie am Wagenschlag stehen, als ich mich placirt hatte, aber sie erhielt nichts!

Ich fürchte fast, ich bin rachsüchtig geworden! — — — Rehbein ist bei mir in F. Er hat auch den Dienst verlassen, denn da ich die Absicht habe, während der kalten Monate des Jahres Reisen in sonnige Länder zu machen und das Reisen zu Zweien besser ist, so wird mich der gute Kerl begleiten und hierauf überhaupt ganz bei mir bleiben; er hat des Zeugs dazu, fürs Leben mein Freund zu bleiben, und sollte ich ihn früher verlassen müssen, so werde ich ihn nicht vergessen; ich verspreche dir's, meine alte Freundin!

Ueber einige der wichtigsten Heilpflanzen in unserer nächsten Umgebung.

Von Bruno Geiser.

Erdbeere. — Lattich. — Petersilie. — Kohl. — Karotte. — Spargel.
 Kürbis. — Zwiebel. — Knoblauch. — Brennnessel. — Kornblume.
 Sternanis. — Maiblume. — Engelwurz.

Die Erdbeere war bereits bei den alten Römern als Heilpflanze bekannt. Apulejus berichtet darüber ausführlich. Auch in dem während des Mittelalters fast allein im Gebrauch befindlichen Apotekerbuch des Nikolaus Alexandrinus ist die Erdbeere als wesentlicher Bestandteil einer gegen Schwindsucht und Schwachbrüstigkeit empfohlenen Arzneimischung erwähnt. Wurzel und Kraut der Erdbeere enthalten eisenbläuernden Gerbstoff, sind im übrigen jedoch wissenschaftlich nicht näher untersucht. In den Früchten fand man Spuren eines wahrscheinlich in einer organisch-sauren Aeterverbindung bestehenden flüchtigen Oels, dann Zitronensäure, Aepfelsäure, Pektin, Schleimzucker, roten Farbstoff, wachsartiges Fett, fettes trocknendes Del, eisenbläuernden Gerbstoff und Proteinsubstanz. Wurzel und Blätter werden im Aufguss angewendet. Die frischen Blätter kann man zur Herstellung von Maitrank benutzen. Sammelt man sie ganz jung und trocknet sie rasch, so soll man einen Tee erhalten, der dem chinesischen an Güte garnicht oder wenig nachsteht. Eine Einkochung der grünen Blätter mit dem dreifachen Gewicht Branntwein soll 3- bis 6stündlich einen Schlüssel voll mit Erfolg gegen Ruhr und reichliche, wässrig-schleimige, dabei gelbliche und von Kolikschmerzen begleitete Durchfälle angewendet werden. Die Beeren wirken kühlend und gelind abführend, sie sollen die Harnsäure im Urin vermindern und daher — auch in Syrupform — bei Gicht und Gries, bei Harnverhaltung, Blasen- und Nierenleiden zu empfehlen sein. Der berühmte Naturforscher Linné versichert, daß er durch den Genuß von Erdbeeren von der Gicht vollkommen geheilt worden sei. Des Morgens bei noch leerem Magen roh oder auch mit Zucker genossen werden sie als vorzuziehliche Frühlingsskur wider die oben angeführten Leiden, sowie auch bei Brustleiden, selbst Lungenschwindsucht angeraten. In überreichlicher Menge verzehrt erzeugen sie bei dazu besonders disponirten Menschen leicht Hautausschläge, beziehentlich die Nesselsucht. Auch Würmer und selbst den Bandwurm soll der Genuß von Erdbeeren vertreiben. Eine Abkochung der ganzen Pflanze sammt Wurzel wird als nützlich bei Blutflüssen empfohlen.

Unser gewöhnlicher Gartenalat, Lattich, *Lactuca sativa*, ist ein bescheidener Gesell, eine oft kaum beachtete Zugabe zu äppigen wie zu frugalen Mahlzeiten. Und er hat es doch garnicht nötig, so bescheiden zu sein, denn er ist auch ein Wohltäter des von so gar vielerlei Unpäßlichkeit und Krankheit geplagten Menschengeschlechts. Die alten Griechen und Römer schätzten ihn, wenn er gekocht war, teils als ein vorzüglich beachtenswertes Mittel zur Hebung der durch schwere Krankheit zerrütteten Verdauungskräfte, und um ihn stets frisch zu haben, hielten sie ihn eingesalzen vorrätig. Der berühmte römische Arzt Galenus, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, rühmt an dem Gartenalat die Fähigkeit, viel Blut zu erzeugen und die, welche ihn fleißig genießen, in hervorragendem Maße arbeitskräftig zu erhalten, sowie alte Leute gegen die durch geistige Ueberanstrengung erzeugte Schlaflosigkeit zu schützen. Auch die Fähigkeit, die Milch säugender Frauen zu vermehren und Schmerzen zu stillen, wollen Griechen und Römer an ihm entdeckt haben. Zum Genuß bei Storbub wird der Lattich noch heute gleich dem Sauerkraut ärztlicherseits empfohlen. Frische Salatblätter sollen, bei Entzündungen der Augen und der Haut aufgelegt, gute Dienste tun. Macht man Einschnitte in die geschossenen Samenstengel des Lattich, so tritt ein Milchsaft heraus, der an der Luft zu einer braunen, krazend bitter schmeckenden, opiumähnlich riechenden Masse eintrocknet, welche in der Arzneikunde

unter dem Namen *Lactucarium* als Schlaf- und Beruhigungsmittel vielfach in Anwendung kam, in neuester Zeit jedoch hinter das Opium zurücktreten mußte, obgleich es die gesundheits-schädigenden Nebenwirkungen dieses Narkotikums nicht besitzen soll.

Gleichfalls nicht heimisch bei uns, aber in Küchengärten vielfach kultivirt, ist die Petersilie, *Petroselinum*, welche unter der letzteren Bezeichnung schon den alten Griechen bekannt und zu Heilzwecken benutzt wurde. Zur Anwendung gelangen die Wurzel, das Kraut und die Frucht (der Same). In der noch nicht näher untersuchten Wurzel findet sich äterisches Del, Zucker, Schleim; in dem Kraut ein eigentümlicher krystallinischer Körper, der geruch- und geschmacklos ist und aus heißer wässriger Lösung gelatinirt; in den Früchten 1,30 Prozent äterisches Del, das schwerer als Wasser ist und etwa zur Hälfte aus Petersilien-kampfer besteht, 7,07 Prozent eines schleimigen, gallertartigen, in Wasser löslichen Stoffes, 5,62 Prozent eines dickflüssigen Fettes, 16,50 Prozent Stearin, 2,60 Pflanzenleim, 6,90 Gummi, Schleim, Stärkemehl, 3 Prozent Albumin &c. Von den Ärzten der Alten preist Paskrates die Petersilie als Diuretikum (harntreibendes Mittel), Celsus als Mittel gegen Kopfschmerz, Aretäus gegen Verdauungsbeschwerden und Alexander Trallianus wendete sie in Brot eingebacken wider Blähungen an. Als Diuretikum und treffliches Mittel wider den Stein hat sich der abgekochte Same bis heute in Ruf gehalten. Ein Tee aus 15—20 Gramm Petersilie auf 1 Liter kochenden Wassers regt neben der Harnabsonderung auch den Appetit an und soll Verdauungsschwäche beseitigen. Früher ward die Wurzel gegen Wassersucht und Gonorrhöe angewendet, die Früchte gleichfalls gegen Wassersucht, besonders in deren Anfangsstadium, und gegen Ungezieser, das frische zerquetschte Kraut gegen Augenentzündungen und Sonnenbrand, gleichwie zur Verteilung von Geschwülsten, Milchknoten, Drüsenverhärtungen. Ein Kügelchen aus frischem Petersilienkraut gekocht und in das Ohr gesteckt, soll sich auch in neuester Zeit wiederholt gegen Zahnweh (auf der Seite des Ohrs, wohinein das Kügelchen gesteckt wird) bewährt haben. Reibt man mit solch einem Kügelchen Insektenstiche, so soll der Schmerz nachlassen. Bis vor nicht langer Zeit fürchtete man sich vor Verwechslung der wahren Petersilie mit der Hundspetersilie, die man für giftig hielt; in neuester Zeit ist das als Irrtum wissenschaftlich nachgewiesen worden.

Eine überall in unsern Gemüsegärten vorhandene und unsern Hausfrauen so gut wie nur irgend eine andre bekannte Nutzpflanze ist der Kohl (*brassica*), der die Blätter seiner vielen verschiedenen Arten unserm Nahrungsbedürfnisse als vorzüglich brauchbare Speise darbietet. Diese Blätter enthalten Schleim, Salze, organische Säuren, Pektin, Gummi, Albumin u. s. w. und standen schon vor mehr als 2000 Jahren auch als Heilmittel in Ruf. Das Kanton des Aristoteles, der Rhaphanos des Theophrast, der Krambe *hemeros* des Dioskorides sowie der Krambe des Plinius — bezeichnen alle unsern Kohl. Mögen nun die Alten auch den Heilkräften der unterschiedlichen Kohlforten, wie die arzneiliche Bedeutung so mancher andern Pflanze, übertriebene Bedeutung beigelegt haben, so viel kann immerhin als sicher angenommen werden, daß auch er die Nichtachtung nicht verdient, mit welcher die Heilkünstler unserer neunmalweisen Zeit ihm begegnen. Die alten Römer rühmten den roten Kohl als vorzügliches Heilmittel in Lungenkrankheiten, und noch heute empfehlen hausmittelkundige Angelehrte das Wasser, worin Kohl gekocht worden ist, mit Honig einzufrieden, um damit Husten, Heiserkeit und Brustleiden mannigfacher Art zu beseitigen. Gegen das Auslegen frischer Kohlblätter auf wunde Hautstellen, Geschwüre und entzündete Geschwülste haben auch heilpflanzenkundige Gelehrte nichts einzuwenden. Dem von Fieberhize gequälten Kopfe soll das Auslegen von Kohlblättern

gleichfalls gut tun. Wieder Kopfgrind wendete der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hochberühmte berliner Arzt Geheimrat Heim folgendes Mittel an: Er ließ die Haare abschneiden, die Grindkrusten mit Baumöl bestreichen, dann doppelt zusammengelegte Weißkohlblätter darauflegen und damit 14 Tage fortfahren. Alsdann soll der Grind zumeist abgeheilt gewesen sein. Das aus zerschnittenem und mit Salz eingekochten Weißkohl bestehende Sauerkraut, welches bald in eine viel Milchsäure erzeugende Gährung übergeht, bietet, insbesondere in seiner Lauge, bei Verdauungsschwäche und sogenanntem verdorbenen Magen ein gutes Hilfsmittel dar, desgleichen auch bei Skorbut, jener gefährlichen Allgemeinerkrankung, die sich durch große Hinfälligkeit, Trübsinn, erdfahles Aussehen, Gliederschmerzen, Anschwellen des Zahnfleisches, Blutunterlaufungen und Blutungen an verschiedenen Körperstellen äußert und sehr oft tödlichen Ausgang nimmt.

Von der Karotte (Karote), auch gelbe Rübe, Mohrrübe, Möhre, wissenschaftlich *Daucus carota sativa*, genannt, wurden verschiedene Teile schon in den ältesten Zeiten als Arzneimittel verwandt. Die eigentümlich gewürzhaft riechenden und stark aromatisch bitterlich schmeckenden Früchte finden jedoch schon seit langem keine Anwendung mehr, dagegen ist die Wurzel vielfach in volksarzneilichem Gebrauch. In frischem Zustande enthält sie ätherisches Del, eigentümlichen roten kristallinischen Farbstoff (Karotin), kristallisirbaren und unkristallisirbaren Zucker, fettes Del, Albumin, Schleim und Stärkemehl. Die oft bis 1 Fuß lange Wurzel riecht gleichfalls eigentümlich aromatisch und schmeckt süß, etwas schleimig und leicht gewürzhaft. Sie ist leichtverdaulich, wirkt ernährend, reizmindernd und auslösend. Man gibt sie entweder roh oder preßt den Saft aus und wendet ihn frisch oder eingedickt hauptsächlich gegen Eingeweidewürmer, daneben auch gegen Unterleibsbeschwerden, Sicht und Stein. Der Saft von gekochten Karotten ist bei hartnäckigem Husten und Heiserkeit trefflich zu gebrauchen. Der Brei aus frischen geriebenen oder geschabten Wurzeln mindert bei böartigen Geschwüren, Flechten und dergleichen Leiden den Schmerz und beschleunigt die Heilung. Bei Brandwunden kühlst dieser Brei und verhindert die Blasenbildung. Ein Aufguss des Samens der Möhre regt den Appetit an und fördert die Verdauung. Zerschnittene und geröstete Möhren braucht man als Kaffeesurrogat.

Der Spargel (*asparagus*) findet seit dem Altertum sowohl als Gemüse, wie als Arzneipflanze Verwendung. Seine wesentlichen Bestandteile sind Bitterstoff, Zucker, Gummi, ein eigentümlich riechendes Harz, Eiweiß und Salze. In dem Saft der jungen Sprossen wurde 1805 das Asparagin entdeckt. Die Beeren enthalten einen besonderen gelben Farbstoff, Chrysoidin genannt, und einen Eordin genannten roten Farbstoff. Die Ärzte in Europa verordnen die das beliebte Gemüse gebenden jungen Sprossen des gemeinen Spargel (*asparagus officinalis*) gegenwärtig nur noch als diätetisches Mittel, indem sie den Patienten während der Spargelzeit täglich Mittags und Abends Spargel essen lassen. Der so oft wiederholte Genuß in größeren Quantitäten kann jedoch ungünstig wirken und zwar Unterleibs- und Blasenbeschwerden hervorrufen; selbst Sichtausfälle sollen dadurch schon veranlaßt worden sein. Bei mäßigem Genuß übt der Spargel jedoch gegen Harnzwang, Harnwinden, Blasenleiden und Wassersucht, Gelbsucht und Steinbeschwerden, Sicht und Podagra günstige, mindestens erleichternde Wirkung aus, und das tun nicht bloß die Sprossen, sondern auch die grünen Stengel, das Kraut und die Wurzeln. Selbst das Wasser, worin Spargel gekocht wird, soll öfter schon Befreiung von Blasenleiden gebracht haben. In Frankreich bereitet man sich einen beliebten Syrup, indem man die jungen Spargeltriebe schneidet, in einem Mörser pößt, dann den Saft in einem Tuche auspreßt und ihn mit 1 Kilogramm Zucker auf 500 Gramm Saft einkocht. Daraus schäumt man das Einkochte ab, filtrirt es und bewahrt den Syrup an kühlem Orte auf. — Man sagt dem Spargel, insbesondere den Beeren und dem Samen, auch eine die Geschlechtsfunktionen reizende

Wirkung nach. Eine Spargelart in Ostindien, *asparagus falcatus*, soll dort in syphilitischen Krankheiten als blutreinigendes Mittel angewendet werden.

Eine bei uns häufig in Gärten kultivierte Pflanze, welche zu Heilzwecken Verwendung finden kann, ist auch der Kürbis (*cucurbita*), der schon im Mittelalter in Europa allgemein verbreitet war, und z. B. in den Gärten der Landgüter Karls des Großen gepflegt wurde. Zu Heilzwecken kommt in Benutzung vornehmlich der Same, daneben auch Fruchtfleisch und Blätter. Der wesentliche Bestandteil des Samens ist ein fettes Del, welches der dickchalige, milchschmeckende Kern enthält. Im Genuß ist der Kürbissame schon seit langer Zeit als Wurmmittel im Gebrauch, indem er entweder ohne alle Zubereitung gefaut und verschluckt wird oder zu gleichen Teilen mit Zucker in einem Mörser zu Brei gestoßen wird. Man vermischt auch 30 Gramm frische gestoßene Kürbiskerne mit 180 Gramm Honig zu einer Latwerge und gibt diese in drei Gaben mit je einer oder zwei Stunden Zwischenraum gegen Bandwurm, wie behauptet wird: mit völlig sicherem Erfolge. In Westindien legt man das Fruchtfleisch bei Augenentzündungen auf; in Brasilien macht man Umschläge von warmem Kürbisbrei gegen den Kropf; in Ostindien wird eine Abkochung der Blätter als Arznei wider die Gelbsucht ins Feld geführt.

Die gemeine Zwiebel, die Wurzel des gemeinen Zwiebellaus (*allium cepa*), die auch Zipolle genannt wird, ist, wie die meisten andern Arzneipflanzen, auch schon in uralter Zeit bekannt gewesen und arzneilich angewendet worden. Sie enthält ein scharfes, schwefelhaltiges, ätherisches Del, viel Zucker, Gummi, Schleim, Eiweiß, Essigsäure und Zitronensäure. Die Zwiebel wirkt zunächst antiseptisch, d. h. säulnißwidrig, und wurde zur Beseitigung von bösen Dünsten und Ansteckungsstoffen schon von den alten Egyptern verwendet. Bei den Griechen und Römern, sowie im Mittelalter blieb sie in gutem Ansehen als Heilmittel. Noch im 17. Jahrhundert wird gerühmt, daß sie „öffne, ausführe, aufblehe, gut zur Lunge“ sei, wenn mit Honig bereitet gegessen, den Harn treibe, dann, äußerlich gekocht aufgelegt, zeitige und öffne sie die „Algofteme“, d. i. Eitergeschwüre und Geschwülste, mit Salz vermischt und aufgelegt stille sie „die Hitze, wann man sich verbrennet hat und in böser pestilenzischer Luft schneidet man eine große Zwiebel auf, henkt sie in das Zimmer, so zieht sie die böse Luft an und wird diker.“ Von den neueren Ärzten wurde sie, wie so vieles andere, gänzlich beiseite gesetzt, erhielt sich dagegen in der Hausmittelpraxis einen Teil ihres mehrtausendjährigen Ruhmes. In neuester Zeit haben nun auch Ärzte wieder auf ihre arzneiliche Nützbarkeit aufmerksam gemacht, und zwar geschah dies von England und Amerika her. Die antiseptischen Eigenschaften der Zwiebel und ihre Brauchbarkeit zur Zerteilung und Erweichung von Geschwüren und Geschwülsten dürften keinem Zweifel unterliegen. Gegen die Folgen feuchter und kalter Witterung, Erkältung, Flußschnupfen, Husten, sowie älteren, verschleimten und künstlicher Nervenregung bedürftigen Personen wird sie auch neuestens wieder von Ärzten empfohlen. Ebenso bei allen Katarrhen, Asthma, Blähungsbeschwerden und Koliken. Zwiebeln, jeden Morgen mit Butter und Brot gegessen, sollen Verdauung und Schleimhautabsonderung befördern und Blähungen sowohl wie Würmer abtreiben. Dieselbe Wirkung soll der Brei von gebratenen Zwiebeln warm auf den Magen gelegt, und dies mit stets frisch zubereitetem Brei öfters wiederholt, heilsam sein. Gleichem Zwecke soll folgende Zubereitung dienlich sein: Zwei mittelgroße zerschnittene Zwiebeln werden mit 1½ Liter Wasser auf ½ dieses Quantums eingekocht. Dann wird die Flüssigkeit durchgeseiht, ¼—½ Pfund Sandzucker zugesetzt, und dann das Ganze bis zur Syrupsdicke weiter eingekocht. Von diesem Syrup nun gibt man ein paarmal am Tage, vornehmlich des Morgens nüchtern und Abends vor dem Zubettgehen, einen Kaffelöffel voll. Der Syrup läßt sich in verkorkten Flaschen gut aufbewahren und kann bei den verschiedensten Hals- und Brustbeschwerden in Anwendung genommen werden.

Ein naher Verwandter der Zwiebel, der Knoblauch, die Wurzel von *allium sativum*, wirkt ähnlich wie jene, nur erheblich stärker. Gegen Würmer wird eine Knoblauchzehe in $\frac{1}{4}$ Liter Milch gekocht und dieses den Kindern zu trinken gegeben; sogar gegen Trichinen ist er benutzt worden. Andere als ältere und nervenstumpfe Personen sollten ihn zu anderen Zwecken nicht anwenden. Auch hat er die üble Eigenschaft, dem ganzen Körper seinen widerlichen Geruch mitzuteilen. Außerlich, mit Del zu einer Salbe gestoßen, ist er bei Geschwulsten und Quetschungen jedoch durchaus zu empfehlen.

Überall an Wegen, in Hecken und in Gärten findet man zwei Nesselsarten, die etwa einen Meter hoch werden, die große Brennessel, *urtica dioica*, und die kleine oder Eiernessel, *urtica urens*, welche noch nicht ganz einen halben Meter hoch wird. Die erstere wird bereits von dem Römer Plinius, die andere von dem Griechen Dioskorides als Heilpflanze erwähnt. Benutzt wurde die Wurzel der großen Brennessel, sowie Blätter und Samen beider Arten. Die wesentlichen Bestandteile der Wurzel sind ätherisches Del, Stärkemehl, Gummi, Zucker, Albumin und zwei Harze. In den Blättern findet sich Gerbsäure, Gummi, Gallussäure, Wachs und freie Ameisensäure, welche letztere den Schmerz verursacht, den man bei leichter Verletzung der Pflanze empfindet. Der Same ist reich an Schleim. Die mir vorliegenden Mitteilungen aus dem 17. Jahrhundert erwähnen die Blätter als Mittel wider Krebs und kalten Brand; „in einer Brüh genommen“, soll es „laxiren“, die Nieren reinigen und den Harn treiben. Der ausgepreßte Saft ist heute noch als Volksmittel bei Brustbeschwerden, selbst gegen Schwindel in Anwendung. Mit der ganzen Pflanze peitschte man rheumatisch und paralytisch gelähmte Glieder. Die schleimige Abkochung des Samens wird auch gegenwärtig noch von wissenschaftlichen Autoritäten als sehr wirksames Mittel gegen Diarrhöe bei Kindern anerkannt.

Im Hochsommer erblickt man in Deutschland auf allen Getreidefeldern weit und breit die Kornblume oder blaue Glockenblume, *Tremse*, *Ziegenbein*, *Chane*, wissenschaftlich *Centaurea cyanus*. Auf ihre Zusammensetzung ist sie noch nicht näher untersucht; man weiß nichts weiter, als daß sie neben blauem Farbstoff eisengrünenden Gerbstoff enthält. Ihre Anwendung als Arzneimittel reicht gleichfalls bis ins graue Altertum. Im 16. Jahrhundert ward ein Absud der

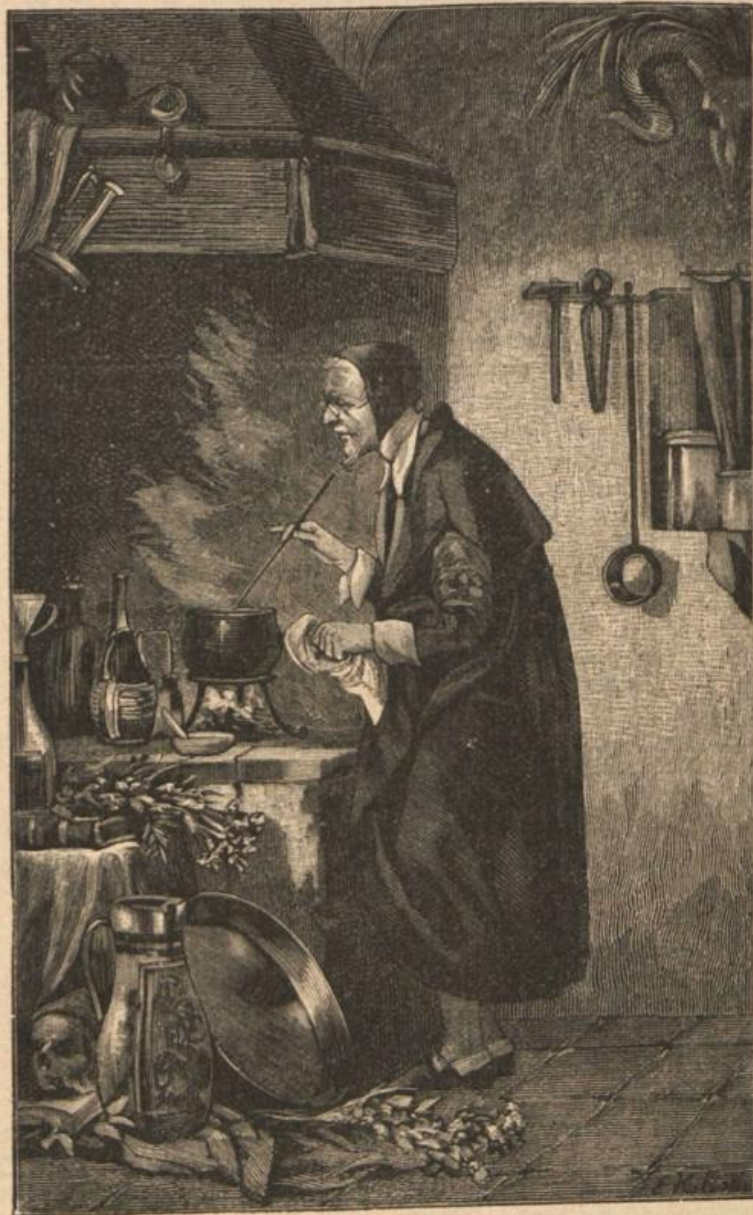
Blumen bei Herzklopfen und ein mit Bier bereiteter Auszug wider Harnleiden und Gelbsucht benutzt. Im 17. Jahrhundert wurden sie auch wider „pestilenzische Fieber“ und Kornblumenwasser gegen Entzündung und Schmerzen der Augen und gegen Wassersucht empfohlen. Endlich wurde auch ein Kornblumenjaft bei Mundsäule u. dgl. zum Gurgeln verwendet. Gegenwärtig verwendet man die Kornblume höchstens noch zum Färben von Mäucherpulver, gibt aber wissenschaftlicherseits zu, daß wenigstens das bitter-schmeckende Kraut und die noch bitter schmeckenden Früchtchen mehr Beachtung verdienen als ihnen gewidmet wird.

In einem großrussischen Gouvernement, in dem sich große Sümpfe befinden und daher das Wechselstieber heimisch ist, ziehen die Bauern dagegen mit einem Aufguß aus Kornblumen zu Felde, an Stelle dessen sie im Winter einen weingeistigen Auszug verwenden, den sie durch Uebergießen der ganzen Blüten mit Branntwein bereiten. Die Kranken trinken von diesem Medikament, soweit es ihnen behagt, enthalten sich aber während der Kur des Genusses von Milch, Sauerkraut, Fischen und des Kwas, eines in Rußland gebräuchlichen, aus geschrotetem Getreide bereiteten Getränkes. Derselbe Tee soll auch bei Wassersucht helfen.

Eine nahe Verwandte der Kornblume, die gewöhnlich Sterndistel genannte *Centaurea calcitrapa*, welche in ganz Deutschland, vornehmlich in dessen südlichen Theilen, auf sandigen mageren Stellen, an Flußufern u. s. w. gefunden wird und wie die Kornblume unter anderem Bitterstoff und eisengrünenden Gerbstoff enthält, wurde übrigens früher auch viel und in Frankreich noch bis in die neueste Zeit als Fiebermittel gebraucht, entweder in Pulvern zu einer Drachme oder in dem ausgepreßten Saft zu vier bis sechs Unzen zu Anfang des Fieberfrostes genommen

oder als Extrakt zu zwei Drachmen. Die Blumen werden noch in diesem Jahrhundert von wissenschaftlichen Autoritäten als fieber-treibendes Mittel gerühmt; es ähnele der Chinarinde in der Wirkung und könne in Pulver, Aufguß, Absud und Extrakt gegeben werden; die beste Form aber sei ein weiniges Infusodecoctum, vier bis sechs Unzen davon im Anfange des Fieberanfalls, und noch kräftiger werde das Mittel mit der Wurzel von *Polygonum bistorta* abgekocht. Außerlich wird sie gegen Flecken der Hornhaut angewandt.

Eine in ganz Europa, desgleichen im nördlichen Asien und in Nordamerika in Laubwäldern und trockenen, schattigen Hainen vorkommende Pflanze ist das durch seine duftigen glockenförmigen



Der Alchymist. (Seite 409.)

weißen Blüten viel beliebt gewordene Maiglöckchen, auch Maiblume, Maiglisse und Springauf, wissenschaftlich *Convallaria majalis* genannt. Es ist eine alte Arzneipflanze, deren Blume ein Bitterstoff und eine krystallinische kampherartige Substanz enthalten; Wurzel, Blumen und Beeren galten lange Zeit als spezifisches Mittel gegen Epilepsie, insbesondere die nicht angeborene und auch gegen Würmer wurden sie angewandt. Als Vorbeugungsmittel gegen Schlagfluß und wider halbseitige Lähmungen infolge von Schlaganfällen nahm man wöchentlich ein- bis zweimal einen Eßlöffel voll von einer Medizin, die man sich bereitet hatte, indem man ein paar Hände voll Maiblumen in möglichst gute Meie legte, das Gefäß zwölf Tage luftdicht verschloß, darauf die Flüssigkeit durchseihete und halb soviel Lavendelspiritus zusetzte. Man stellt sich auch noch heute durch Einweichung der Blüten in gutem Essig einen Maiblumenessig her, den man gegen Kopfschmerz benützt. Bei der Arzneiwissenschaft werden heute die getrockneten Blumen nur noch als Niesmittel gebraucht. Im Innern Rußlands gebraucht jedoch das Volk auch gegenwärtig noch einen Aufguß der Maiblümchen gegen Epilepsie und Kinderkrämpfe. Man zerhöht die Blumen in einem hölzernen Gefäße, setzt sie dann in einen irdenen Topf und gießt siedendes Wasser darüber. Den so erhaltenen Tee seihet man durch, zuckert ihn und gibt davon Kindern dreimal täglich einen Eßlöffel voll, während Erwachsene ebenso oft am Tage hindurch ein Weinglas voll trinken. Merkt man, daß der Anfall im Anzuge ist, so verdoppelt man die Gabe. Die Wirkung soll darin bestehen, daß die Epilepsieanfalle darnach immer länger ausbleiben und allmählich verschwinden. Mehrfache ärztliche Versuche sollen die Nützlichkeit solcher Kur bestätigt haben. Zum Gebrauch im Winter bewahrt man die Blüten in Branntwein auf; dieselben sollen aber dadurch an ihrer Heilkraft Einbuße erleiden.

Die Engelwurzel oder Angelika (sowohl die edle, welche auch unter den Namen Brustwurzel, Erzengelwurzel, Gartenangelika, Heiligengeistwurzel, Lustwurzel, Wasserangelika und Zahnwurzel bekannt ist, als die wilde), gehörte zu den Heilpflanzen. Sie wurde schon im 14. Jahrhundert von Mönchen kultiviert und als ein besonders wirksames Mittel gegen die Pest angewendet. Ein Engel war angeblich extra deswegen auf der Erde erschienen, um diese kostbare Arzneipflanze den durch die furchtbarsten der Krankheiten geängstigten Menschen zu überbringen; daher ihr Name. Im 16. Jahrhundert waren die Angelikawurzeln berühmt, welche die Mönche zu Freiburg im Breisgau in ihren Gärten zogen, außerdem wurden sie damals

in Pommern und Norwegen zum Verfaß gepflanzt. Jetzt erfreuen sich die türkischen und sächsischen Wurzeln des besten Rufes. Zur ärztlichen Anwendung gelangen sie in neuester Zeit nur noch in der Tierheilkunde. In der Volksmedizin sind die gebräuchlichen Teile der Angelika Wurzeln und Stengel, früher waren es auch das Kraut und der Samen. Die Wurzeln müssen von starken, zweijährigen Pflanzen im Frühling oder auch im Spätherbst gesammelt werden. Sie riechen stark und eigentümlich angenehm gewürzig, schmecken zunächst süßlich, dann beißend aromatisch und nicht unangenehm bitter. Die Wurzeln der wilden Angelika riechen und schmecken schwächer und noch etwas angenehmer als die der edlen. Der Same riecht und schmeckt fast ganz so als die Wurzel, das Kraut ist dagegen nahezu geruch- und geschmacklos. Die hauptsächlichsten Bestandteile der Wurzel der wilden Angelika sind zweierlei ätherisches Del, eine Angelikasäure genannte flüchtige krystallinische Säure, ein anderer Angelizin genannter krystallinischer Stoff, eine besondere Wachsart, das Angelikawachs, außerdem Bitterstoff, Gerbstoff, Zucker, Stärkemehl und Pektin. Die Wurzel der wilden Angelika ist wissenschaftlich noch nicht näher untersucht. Die Wirkung der Angelikawurzel auf den Verdauungsorganismus ist die eines aromatischen Reizmittels; auch befördert sie darin die Gasentwicklung und die Schweiß- und Harnabsonderung, daher wird sie bei verdorbener Verdauung und Blähungen gebraucht; auch bei Nervenübeln, insbesondere nervösem Kopfweh, dann bei Bleichsucht und Krämpfen aus Schwäche wird sie angewendet. Früher galt sie als trefflich wirksames Mittel auch gegen Typhus und bössartige Hautausschläge. Als brauchbar für wasserfüchtige, mit Bronchialkatarrh und geschwächter Herztätigkeit behaftete Kranke wird sie auch ärztlicherseits erwähnt, ohne angewendet zu werden. Statt der Wurzel benutzt man zuweilen auch einen Aufguß der jungen Stengel in der Menge von 20 Gramm auf einen Liter Wasser. Außerlich kommt zuweilen noch der Spiritus angelicae compositus in Anwendung, der bereitet wird, indem man Alkohol über dem Kraut von Angelika, Baldrian und Skordium destilliert und mit etwas Kampher vermengt, und zwar geschieht diese Benutzung wider skorbutisches Zahnfleisch und Typhus. Die Blattstiele der Angelika genießt man in Frankreich mit Essig, Del, Salz oder anderen Gewürzen als Delikatesse, auch stellt man daraus eine Art Kuchen her. Die Wurzel wird auch zur Anfertigung eines magenstärkenden Kräuterlikörs, z. B. im Riesengebirge, und eines sogenannten Choleralikörs verwendet.

Hier schweigt der Stolz!

Gedicht von Kriß Hampel.

Tras dich ein großes schweres Leid,
 Tat wehe dir ein stolzer Sinn,
 Zur Stätte der Vergänglichkei,
 Du einem Friedhof geh' dann hin.
 Wie von des Frühling's Sonnenschein
 Das Gletscherreis der Berge schmolz,
 So wird dein Leid verschwunden sein —
 Hier ruht der Haß, hier schweigt der Stolz.

Ob dich das Leben aufwärts frug
 Du schwindelhafter, stolzer Hüh',
 Ob es dir tiefe Wunden schlug,
 Dir Leid gebracht und bitteres Weh,
 Gleichviel, gleichviel, es war ein Traum,
 Ein steter Kampf und nichts als das, —
 Nur in dem lezten, engen Raum
 Da schweigt der Stolz, da ruht der Haß.

Die sich vielleicht im Leben Feind,
 Hier schlafen sie jetzt ohne Groll,
 Hier liegen sie so eng vereint,
 So still, so stumm, so demutsvoll,
 Und eine eigne Sprache spricht
 Das Kreuz von Marmor oder Holz:
 „O liebt, ihr Menschen, zürnet nicht,
 Hier ruht der Haß, hier schweigt der Stolz!“

Der Alchemist.

(Illustration Seite 497.)

Wer weiß heutzutage nicht, was ein Alchymist oder Alchemist ist oder vielmehr war — denn in unserm aufgeklärten, von „streng wissenschaftlicher Bildung“ durchwehten Jahrhundert ist diese Spezies des Genus homo total ausgestorben.

Ein Alchemist war ein lächerlicher, alberner, hirnverbrannter Mensch, der den „Stein der Weisen“ suchte, der seine Arbeit oft sein ganzes Leben an einen Blödsinn sondergleichen vergeudete, sehr oft sogar ein elender Gauner, der mit Hilfe der frechen Lüge, Gold machen zu können, leichtgläubige Menschen, selbst — Gott sei das Majestätsverbrechen geklagt — gefaltete und gekrönte Häupter um ihr wohlverwobenes Gut und Geld, ihren, in saurem Schweiß mühselig zusammenregierten — nun, wie sagt man am besten? — Entbehrungslohn — zu pressen bemüht war.

Also kann man sich, — wenn man nicht „gebildet“ genug ist, um es selbst zu wissen — von jedem Dorfschulmeister oder Pfarrer belehren lassen. Das Tema ist damit jedoch noch nicht erschöpft, — wie das überhaupt so zu gehen pflegt mit unserer modernen Bildungsweisheit, — es ist im Gegenteil mit solchem Urteil nur die alleroberflächlichste Oberfläche berührt, und nicht einmal diese schaut uns daraus in ihrem ganzen Umfange und ihren wesentlichsten Merkmalen entgegen, sondern nur einige wenige grobe Züge des Bildes, die mit dem Wesen der Sache, um welche es sich handelt, wenig oder gar nichts zu tun haben.

Ein Alchemist, wie ihn unser Bild zeigt, war sehr oft ein für seine Zeit sehr gelehrter Mann, der mit Ernst und aufopferndem Eifer sich der Wissenschaft hingeeben hatte, an sie nur dachte und an seine Mitmenschen, denen er mit der Förderung seiner gelehrten Bemühungen in allerhöchstem Maße nützlich werden zu können überzeugt war, — und nicht an sich und die Begründung eigenen Wohllebens.

Ein Alchemist war oft der strebensfähigste, wissenschaftlich einflussreichste, geistvollste Mensch seiner Zeit, — ein Mensch, den die Geschichte menschlicher Kultur zu den Besten aller Zeiten zu zählen hat.

Und was die von betrügerischen Alchemisten schändliche hintergangenen gekrönten Häupter anlangt, nun so hatten diese sich am wenigsten zu beklagen, denn einesseits waren viele von ihnen selber zeitlebens fanatische Alchemisten, andererseits zogen sie den Goldmacherwahn und Betrug förmlich an den Haaren in den Bereich ihres allezeit nach Gelde heißhungerigen Hofes, und endlich hat desgleichen gar mancher Fürst mit seinem Hof- und Staatsalchemisten die getreuen Untertanen viel schlimmer betrogen, als er je hätte betrogen werden können, indem er aus dem alchemistisch gemachten wertlosen „Golde“ Geld schlug und es um denselben Preis wie echtes Gold den Lieben und Getreuen in die Taschen und Kasten praktizierte.

Es ist eine uralte Kunst, die vorzugsweise als Alchemie oder Alchymie bezeichnete Kunst Gold zu machen.

Woher der Name stammt, ist man noch nicht recht einig: Entweder von dem Griechischen *χυμος* (Chymos), Flüssigkeit, Soft bedeutend, dem der arabische Artikel al vorgeetzt ist, oder von dem koptischen Namen des alten Egyptens kemi mit eben dem arabischen al soll es herkommen.

Zu Wahrheit war die Alchymie vieler vergangener Jahrhunderte bis in das 17. der christlichen Zeitrechnung nichts weiter als die Chemie derselben, man kann sie sogar als das gesammte gelehrte Wissen von der Natur ansprechen, wie es aus der schließlich ineinanderfließenden Kulturarbeit der alten Ägypter und Griechen, der Araber und Spanier hervorgegangen war.

Da sich nun das Streben der Alchemisten des Mittelalters allgemach sammelte wie in einem Brennpunkte, in dem heißen Bemühen, Mittel zu finden, aus unedlen Metallen durch chemische Kunst edle herzustellen, und da der Gedanke, daß solch' eine wissenschaftliche Leistung unbedingt möglich sein müsse, im Verein mit der naheliegenden aber freilich trügerischen Hoffnung, mit

Gold alle Glückseligkeit der Welt erkaufen, all' Leid und Not verschrecken zu können, — da ist es wohl erklärlich, daß auch die Schaar der Ungelehrten ihre gespannteste Aufmerksamkeit, ihr wärmstes, fieberhaftes Interesse den alchemistischen Retorten und Schmelztiegeln zuwandte und Hoch und Niedrig generationenlang an nichts anderes dachte, von nichts häufiger und lebhafter träumte, als von dem weißen und dem roten Löwen, dem Stein der Weisen und der Panacee des Lebens.

Der weiße Löwe, auch die weiße Tinktur oder das kleine Magisterium, d. i. Meisterstück, genannt, war das wunderbare Geheimmittel (Arkana), womit man alle unedlen Metalle in Silber zu verwandeln vermochte; der rote Löwe, auch rote Tinktur, großes Magisterium oder großes Elixir und Panacee des Lebens geheißten, verwandelte die unedlen Metalle gar in Gold.

Die wissenschaftliche Vorstellung, von der die alten Chemiker ausgingen bei ihren Versuchen, aus den unedlen Metallen edle zu machen, enthielt den Gedanken, die unedlen Metalle seien im Grunde den edlen wesensgleich und nur noch nicht so reif, so perfekt, wie diese, und es müßten sich Mittel herstellen lassen — Arkana —, die Reifung, die Perfektion, der unreifen, imperfekten Metalle künstlich herbeizuführen.

Solch ein herrliches Mittel, welches eine der wunderbarsten Kräfte der Natur in die Hände des Menschen spielen sollte, mußte, — so kalkulirte man weiter, — auf alles, was da auf Erden ist, gewaltige Einwirkung ausüben, die gestaltenden und erhaltenden Kräfte stählen, Leben fördern und Lebendiges auch wider die lebenszerstörendsten Einflüsse widerstandsfähig zu machen im Stande sein; mit ihm werde der gläubige Alchemiker, wenn es ihm erst einmal gelungen sein würde, aus Blei oder Quecksilber Gold herzustellen, sich und andere auch unsterblich machen können.

Wenn man solche Ziele für erreichbar hielt, — wer in der Welt, der den Drang zu leben, zu genießen, zu gebieten, sich bewundern und verehren zu lassen in der Brust fühlte, — hätte ihnen nicht zustreben sollen, — zustreben erst mit Liebe und Begeisterung, dann je öfter und härter herbe Enttäuschung der stolzen Hoffnungsfreudigkeit zusetzte, mit steigender Verbitterung und Verbissenheit, endlich mit verzweifeltstem, oft genug zu Geistesverwirrung sich steigendem Fanatismus.

Und noch ein gewichtiges Moment kam hinzu, die Hoffnung immer von neuem anzufachen, die unsägliche Mühe und Zeit, welche man auf die Erreichung dieser weltfernen Ziele verwendete, nicht als nutzlos vergeudet erscheinen zu lassen.

Würde Blei und Quecksilber auch nicht zu echtem Silber und Gold, so stieg doch von qualmendem Schmelzherde und aus ruhiger Retorte manch' eine neue Erfahrung und Erfindung empor; man fand zwar nicht, was man suchte, aber man fand doch häufig etwas, was des Suchens sich wert zeigte und die Schätze des menschlichen Geistes und des materiellen Besitztums vermehrte.

Als die Väter der Alchemie führt die Geschichte das uralte, vor vielen Jahrtausenden schon auf erstaunliche hohe Kulturstufe emporgedrungene Egyptervolk auf.

Für den Erfinder ihrer Kunst hielten spätere Alchemisten eine Person der ägyptischen Mythe, den sie Hermes den dreimal Größten, d. i. griechisch *Trismegistos*, nannten, und den die Ägypter unter dem Namen *Thoth* verehrten. Er war der Gott der Wissenschaften und Künste und wurde bildlich mit einem Ibis kopfe dargestellt. Die alten Griechen achteten ihn ihrem Götterboten Hermes, den die Römer Merkur hießen, gleich; daher ist dem ägyptischen *Thoth* in späterer Zeit der griechische Name *Hermes* geblieben.

Den Ägyptern war *Thoth* der Erbauer vieler Städte und ihr ältester Gesetzgeber; er sollte die gottesdienstlichen Gebräuche erfunden, desgleichen Mathematik und Astronomie, Tonkunst und

Gymnastik, Heilkunde und Hieroglyphenschrift begründet haben. So glaubte man auch Magie und Alchemie ihm verdanken zu müssen, die man daher die „hermetische Kraft“ oder die „hermetische Philosophie“ nannte und als Geheimlehre von den Weisern auf die Schüler in „hermetischer Kette“ übertragen werden ließ.

Man hat dem Hermes Trismegistos eine ganze Menge Schriften untergeschoben, von denen bis auf unsere Zeit manche erhalten geblieben sind, welche in des Franc. Patricius 1591

zu Ferrara erschienenen Werke: Nova de universis philosophia gesammelt sind.

Auch zahlreiche andere alchemistische Schriften, die Ägypten entstammen, sind heute noch in Handschriften aus dem 5. und 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vorhanden; ihre Verfasser waren jedoch zumeist Griechen, die in Ägypten den Wissenschaften obgelegen hatten und auf ihre siegreiche Feinde, die Araber, ihre gelehrten Kenntnisse vererbten.

(Schluß folgt.)

Unser alter Professor.

Humoreske von Erich Teschke.

Auf dem Gute meines Vaters, von einem tüchtigen Hauslehrer so weit herangebildet, daß ich für die Tertia eines Gymnasiums reif war, brachten mich meine Eltern in die unserm Wohnsitz zunächst gelegene, größere Provinzialstadt. Das Eisenbahnez, welches jetzt ganz Deutschland mit dichten Maschen überzieht, war damals noch sehr weitläufig, unsere Gegend hatte noch nichts davon abbekommen. Man berechnete die Entfernung auf sechs Poststunden, doch legten wir mit unsern schnellen Pferden dieselbe in der Hälfte der Zeit zurück. Nach langem Hin- und Herreden, Anfragen und Erkundigungeneinziehen von Seiten meiner Eltern war beschloffen worden, mich in das Pensionat des Professor Schulze zu bringen. In lebenswürdiger, echt mütterlicher Weise, wurde ich von der Gattin meines künftigen Pflegevaters und Erziehers aufgenommen, mein dreizehnjähriges Kinderherz fühlte sich sofort zu ihr hingezogen, und ich habe ihr und ihrem braven Gatten die treuesten und dankbarsten Gefühle bewahrt, von jener Stunde an bis auf den heutigen Tag.

Mein alter Professor war ein guter, prächtiger Mann, ein tüchtiger Lehrer, ein gewissenhafter Erzieher — aber ein Original durch und durch.

Außer mir befanden sich in der Pension noch fünf andere Knaben, ein Primaner, zwei Sekundaner, ein Quartaner und ein Quintaner. Wir mußten tüchtig und gewissenhaft arbeiten, dafür sorgte der alte Herr. Täglich gingen wir, wie das Wetter auch sein mochte, zwei Stunden in seiner Begleitung spazieren. Meist gingen wir nach dem, eine kurze Strecke vom Stadttore entfernt liegenden, der Garnison gehörigen Exercierplatze. Hier durften wir uns tummeln, jagen und laufen nach Herzenslust, doch nie uns weiter von ihm entfernen, als der Ton seines Waldhorns reichte, welches er stets zu diesem Zwecke an einem grünen Bande um den Hals gehängt trug. Der Primaner hatte bei ihm nicht mehr Freiheit und Rechte als der kleine Quintaner.

Hoffahrt und Eitelkeit gehörten nicht zu seinen Eigenschaften, er kleidete sich weder prunkend noch nett. Am ersten April, nicht einen Tag früher oder später, gleichviel, ob ein verfrühtes Mailüsterl wehte oder ob die Aprilschauer kleine Hagelkörner, in meiner Heimat heißen sie Graupeln, aus Fenster trieben — am ersten April zog er sein Sommerkostüm an, welches in einem hellen Beinkleide und einem blauen Frack mit blauen Knöpfen bestand. Sobald er über die Straße ging wurde dieses Kostüm durch weiße, waschleberne Handschuhe vervollständigt. Am ersten Oktober, ebenfalls nicht einen Tag früher oder später, wurden diese scheinbar unverwülflichen Kleidungsstücke in den Schrank gehängt, um ihrer sicheren Auferstehung am ersten April entgegen zu harren, und dafür das Winterkleid heraus genommen, welches in einem dunkeln Beinkleide und einem ziemlich langen Rocke von undefinirbarer Farbe, die meiste Nechlichkeit hatte sie noch mit gestohlenen Zimmt, bestand. Handschuhe wurden im Winter von ihm nicht getragen, er behauptete, sie machten kalte Hände; die Kopfbedeckung war keinem Wechsel unterworfen, sie bestand Sommer und Winter in einer schwarzseidenen Schirmmütze. Einem Mantel oder Ueberziehers bediente er sich niemals, doch vertauschte er im Hause seinen Rock stets mit einem blau und schwarz geblühten Schlafrock. Die Brille, welche er seiner Kurzsichtigkeit halber auf der Straße und beim Unterrichten zu tragen pflegte, legte er im Hause bei der Arbeit ab. Seiner Erscheinung nach war er ein Mann von mittlerer Größe, starkknochig und mager, etwas in den Schultern sitzend, mit frischgeröteten Waden und von einer entzücklichen Beweglichkeit sowohl des Körpers wie des Geistes. Sein Geist war dermaßen mit Wissen und Gelehrsamkeit vollgefüllt, daß er darüber oft das Nächstliegende vergaß und in seiner Zerstreuung merkwürdige Dinge zu Tage förderte. Einmal des Nachts, von einem ihm mächtig qualenden Hustenanfalle erwachend, rief er seiner Gattin zu: „Steh auf, liebe Frau, losche Tee, es hustet jemand so sehr.“ Er war gebürtig aus dem Lande der Thüringer und hatte sich sein Leben lang vergeblich bemüht, den Unterschied der beiden Buchstaben K und G zu erfassen, doch wiegte er sich in dem süßen Wahn, jedem derselben genau sein Recht zu geben. Nun war in meiner Klasse ein Gunz und ein Kunz. Nie er den Kunz, so antwortete Gunz, sollte es der Gunz sein, so erhob sich Kunz, da wurde denn allemal seine Erregung groß und er rief ihnen mit Stentorstimme zu: „Werdet Ihr denn nie den Unterschied von K und G erfassen! Du heißt nicht Gunz, du heißt Kunz und du bist Gunz und nicht Kunz.“ Hierauf natürlich

homerisches Gelächter, Bestrafung der ganzen Klasse und — möglichst häufige, mit Absicht hervorgebrachte Wiederholung ähnlicher Szenen.

Die Gewissenhaftigkeit des alten Herrn uns Pensionären gegenüber war grenzenlos, er gönnte sich nie Ruhe, im wahren Sinne des Wortes waren wir eigentlich nie ohne seine Aufsicht. Selbst in unsern Mußestunden war die Tür seines Arbeitszimmers, welches neben dem unrigen lag, nur angelehnt. Der jedem Knaben innewohnende Drang nach Freiheit, das Verlangen, die Abhängigkeit auf Stunden wenigstens abzuschütteln, machte sich auch bei uns geltend, es wurde allerlei versucht, ihn hinter's Licht zu führen, und hierzu zeigte sich der eine der beiden Sekundaner, mit Namens Bär, besonders talentirt. Er besah eine wahrhaft großartige Erfindungsgabe; nachfolgende kleine Geschichten mögen davon Zeugnis geben.

Die Fenster unserer Wohnung lagen nach der städtischen Promenade hinaus, welche man von ihnen aus ein ziemlich langes Stück übersehen konnte. Es war ein freier Nachmittag, zur Arbeit verurteilt saßen und standen wir an unsern Pulten und kauten an den Federn, gähnten und warfen sehnsüchtige Blicke nach den Fenstern, zu denen die liebe Sonne so verlockend hereinstrahlte; da plötzlich erfolgte das Klirren einer Fensterscheibe, ein mächtiger Stein stieg mit Donnergepolter mitten ins Zimmer. Bär, dessen Pult dem Fenster zunächst stand, stößt ein förmliches Gebrüll aus: „Herr Professor! Herr Professor! ein Stein flog dicht an meinem Kopfe vorbei, o, es konnte mein Tod sein!“ Zitternd zeigt er dabei, dem in der Eile, natürlich ohne Brille, Herbeigekehrten die Berruchte! o, es konnte mein Tod sein!“ Bär war ein vollendeter Schauspieler. Der Herr Professor war überzeugt, den Höflichkeit louten zu sehen. „Lauf was Ihr könnt, ich sah ihn laufen, fangt ihn, bringt den Berruchten her zu mir!“ Koch ehe das Wort seinen Lippen entflohen, waren wir sämtlich zur Tür hinaus, auf der Jagd, den Berruchten zu fangen. Unter unserm Fenster hob Bär schnell im Vorüberlaufen einen Stein auf, der leicht an ihm zum Berräter werden konnte, denn er war es, der die Scheibe zertrümmert, indem er einen Stein hinaus und einen andern ins Zimmer warf. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir atemlos wieder, alle unsere Bemühungen waren vergeblich gewesen, der Vorsprung war ein zu großer gewesen, der Berruchte war uns entwischt.

Unsere hochverehrte Pflegemutter besuchte allwöchentlich einmal ein Kaffeekränzchen. Bevor sie die Wohnung verließ, pflegte sie alle Schränke und Fächer abzuschließen, die Schlüssel im Schlüsselkorbchen in ihren Schreibtisch zu stellen, dessen Schlüssel sie zu sich steckte. Freund Bär hatte dies in Erfahrung gebracht und traf seine Maßregeln danach. Nachdem die Frau Professor die Wohnung verlassen, wollten auch wir unsern täglichen Spaziergang unternehmen, da, o Schrecken! fehlt der Schlüssel am Kleiderkasten des Herrn Professors, welcher augenblicklich das Sommer- und Winterkostüm vereinigt umschließt. Was war zu tun? Der liebe alte Herr konnte sich absolut nicht auf den Namen der Dame besinnen, bei welcher das Kränzchen war, und uns ging es ebenso: wir konnten uns auch nicht besinnen, Bär war ganz unglücklich und zerknirscht über sein schlechtes Gedächtnis; der Schlüssel konnte also nicht herbeigeschafft werden. Endlich kam es dem alten Herrn sehr lächerlich vor, daß seine liebe Frau in ihrer großen Zerstreuung seinen Schrankschlüssel abgezogen hatte. Wir fanden es ebenfalls äußerst komisch und erhielten schließlich die Erlaubnis, einmal ausnahmsweise allein spazieren zu gehen, da der Herr Professor im Schlafrock uns doch nicht gut begleiten konnte.

Es sollten aber nicht alle unsere losen Streiche so gut ablaufen: einmal ging die Sache schief. Freund Bär hatte beschloffen, seinen auf den dritten Juni fallenden Geburtstag mit einer „italienischen Nacht“ zu feiern. Hinter unserm Hause befand sich ein nicht allzugroßer Garten, welcher in dem Wallgraben, der vor alten Zeiten befestigt gewesen war, angelegt war. Obgleich wir den Garten nur mit besonderer Erlaubnis des Herrn Professors betreten durften, hatte ihn Bär dennoch zum Schauplatz seiner Geburtstagsfeierlichkeit ausersehen. Bunte Papierlampionen, Zigarren und kleine Lichte in überflüssiger Anzahl hereinzuschmuggeln, war eine Kleinigkeit; doch machte uns das Hereinbringen des edlen Bierstoffes zur richtigen Zeit großes Kopfschmerzen. Wir überzeugten uns immer mehr, daß es sich nicht anders würde bewerkstelligen lassen, — wir mußten uns entschließen, das alte Dienstmädchen ins Geheimnis zu ziehen. Ein Zufall war uns dabei günstig. Eine hatte heftige Kopfschmerzen, Bär zeigte sich bei diesem Ereignis von der teilnehmendsten Seite, er brachte ihr allerlei mögliche und unmögliche

Unsere Illustrationen.

Mittel herbei, und wenn dieselben die gewünschte Wirkung nicht erfüllten, zeigte er sich geradezu untröstlich. Mine gewann Vertrauen zu ihm und gestand ihm denn auch in einer Schmerzensstunde, an allen ihren Leiden seien nur die vielen Süßigkeiten schuld, von denen sie nun einmal nicht lassen könne; Kuchen äße sie für ihr Leben gern und trüge dafür manchen Groschen zum Kuchenbäcker. Von nun an war Freund Bär beflissen, sie förmlich mit Kuchen zu nadeln. Der Freundschaftsbund befestigte sich mit jedem Stückchen Streuhelluchen mehr und mehr und endlich war er so fest geworden, daß er es wagen konnte mit seinem Anliegen heranzurücken. Anfangs verwarf Mine diese Zumutung mit großer Entrüstung, doch als ihr Bär klar machte, daß für ihn Bier dasselbe bedeute, wie für sie Kuchen, da wurde sie milder gestimmt und versprach endlich ihre Hilfe bei Herbeischaffung des bewußten Fäßchens.

Der verhängnisvolle Tag kam und wollte gar kein Ende nehmen; noch niemals hatte uns der Ruf: „Zu Bett!“ so bereitwillig gefunden wie dießmal. In drei Sätzen waren wir im Bett und schon nach wenigen Minuten erhob sich ein melodisches Schnarzhertett. Als der Herr Professor die letzte Runde machte, konnte er konstatieren, daß wir alle wohlbehalten und tief versunken in Morpheus Armen lagen. Kaum hatte er das Lokal verlassen, da husch, husch, schlüpfen wir, einer nach dem andern, aus den Federn, die Schuhe in der Hand zur frischgeölkten Tür hinaus, die Treppe hinunter, in den Garten. Mine hatte Wort gehalten; Bär als Gastgeber besorgte das Arrangement der Beleuchtung und des Anzapfens mit bewunderungswürdiger Gewandtheit, und so saßen wir denn bald glücklich schwelgend in trauter Runde. Biertrinken war uns ungewohnte Arbeit, die erheiterte Wirkung desselben blieb nicht aus. Der kleine Stein, jetzt wohlbestellter Quartaner, äußerte sich plötzlich, die italienische Nacht sei sehr schön, aber eigentlich sei es keine richtige italienische Nacht. Er habe einmal gelesen, daß Musik und Gesang dabei sein müsse. — Sein hieraufzielender Vorschlag, etwas zu singen, wollte aus Vorsichtsgründen zuerst keinen Anklang finden; jedoch, der Professor schloß außerordentlich fest und nach der Strafe hinaus, und wenn wir ganz, ganz leise sangen, konnte es am Ende gewagt werden. Und so begannen wir denn mit gedämpfter Stimme ein „Gaudemus igitur“, und siehe, es lief glücklich ab. Nun ließ es aber unsern musikalischen Quartaner nicht länger Ruhe, er verlangte nach Rundgesang und Nebensaft, denn es brannte ihm schon längst auf der Zunge, den Namen der kleinen Bäderstöchter von gegenüber, mit den knallroten Baden und den semmelblonden Böpfen, zu nennen. Der Rundgesang begann mit dem vorschriftsmäßigen pianissimo, wurde piano und allmählich mezzo forte; sei es nun, daß das Bier uns so mutig machte oder war es das Feuer der jugendlichen Herzen, welches uns jede Vorsicht vergessen ließ, genug, als wir an Bär die Worte richteten: „Bruder, deine Schöne heißt?“ befanden wir uns im Stadium des Fortissimo. Und ehe noch das Wort seinen Lippen entflohn, erklang ein Fenster, und o Grauen! in der schwarzen Fensteröffnung wurde eine helle Gestalt sichtbar, die Frau Professorin im weißen Gewande der Nacht. Minutenlang sahen wir, da als wären wir wie weiland Loths Weib zu Salzsäulen geworden, da nahte auch schon die rächende Nemesis, — das würdige Ehepaar, gefolgt von der händeringenden Mine, trat in den Lichtkreis unserer italienischen Beleuchtung. Was des Bieres Menge begonnen, das vollendete jetzt das Entsetzen, meine Sinne umflorten sich, mir war, als stünd ich am Ufer des Meeres, die Brandung rauschte zu mir empor, und durch das Brausen der Brandung tönten aus weiter Ferne einzelne Worte an mein Ohr: „Pflichtvergessene Buben! Eltern schreiben! Pension verlassen!“ Dann wurde es dunkel um mich her, und ich fühlte, wie eine rettende Hand mich vom Abgrunde fort zog und in einen sichern Hafen geleitete.

Das war das Ende der poesievollen italienischen Nacht. Schredlich war das Erwachen am folgenden Morgen. Bleich und schuldbehaftet betraten wir das Zimmer des alten Herrn, der gleich dem Jupiter tonans vor uns trat und in mächtiger Rede unsere Sünden aufzählte. Wir sollten kommenden Erben die Pension verlassen, da wir nach solcher pflichtvergessenen Aufführung keine Ansprüche mehr auf sein Vertrauen machen könnten. Wie vernichtet waren wir von seinen Worten, denn wir verehrten und liebten den alten Herrn, trotz aller seiner Wunderlichkeiten und trotz aller unserer dummen Streiche, wirklich von ganzem Herzen. Da ergriff Bär das Wort und erging sich in längerer Rede, die selbst den alten Herrn durch ihre Dialektik zu fesseln schien, denn die drohenden Wolken auf seiner Stirn gingen an sich nach und nach zu verziehen. Bär nahm alle Schuld auf sich, er klagte sich an des schwärzesten Undanks, er war der zerknirschteste Sünder, den je die Sonne beschien, er war bereit sich für die andern zu opfern, fortzugehen, nur sollte der Herr Professor den durch ihn verführten, verirrten Schafen Verzeihung gewähren. Und er gewährte Verzeihung, nachdem wir alle mit aufrichtigem Herzen bereut und Besserung gelobt hatten.

Der Verrat der braven Mine ist nie an das Tageslicht gekommen, es möchte denn sein, daß die Frau Professorin diese Angelegenheit durchschaut und in aller Stille mit ernstem Wort geahnet hätte.

Manches Jahr ist seitdem verflossen, Freund Bär ist ein tüchtiger Landwirt geworden; zu Ostern will er mir seinen ältesten Sohn bringen, ich soll ihn mit dem meinigen erziehen. Unsern alten guten Professor und seine würdige Gattin deckt schon längst der Rasen, doch die Erinnerungen an sie bleiben lebendig.

Aus dem alten Hamburg. (S. 400 u. 401.) Wer mit den Verhältnissen der alten Hammonia nicht genauer bekannt ist, der kann sich kaum vorstellen, welche Umwälzung der Zollanschluß in diesem ehrwürdigen Gemeinwesen hervorbringen muß. Ganze Stadtteile müssen abgerissen und umgebaut werden. Der moderne Mensch sieht es im allgemeinen gar nicht ungern, wenn an Stelle alter grauer, düster und unbequemer Gebäude neue, freundliche und mit allen Bequemlichkeiten versehene Wohnhäuser kommen. Allein damit ist die Sache nicht abgetan; man gewinnt gegenüber den alten Gebäuden, den stummen Zeugen der Vergangenheit, eine gewisse Anhänglichkeit, um nicht zu sagen Vertraulichkeit; sie werden dem Bewohner lieb und wert, namentlich wenn er den schönsten Teil seines Lebens, die goldene Jugendzeit, zwischen den alten, düstern und oft feuchten Mauern verbracht hat. So mag es auch den alten Hamburgern zu Mute gewesen sein, als 1842 die stolze Hammonia niederbrannte und die Wohnstätten, die von den alten Hanseaten gebaut waren, zum größten Teil in Asche legte. Eine neue Stadt mit modernen Gebäuden stieg wie ein Phönix aus der Asche empor, allein der Hamburger mag oft trotz der neuen Behaglichkeit schmerz erfüllt zurückgedacht haben an die alten Häuser mit den spitzen Giebeln und den niedrigen Stuben. Man hatte sich eben daran gewöhnt und die Gewohnheit ist eigentlich die stärkste Macht beim Menschen. Wenn sie den Eskimo in seinen Schneefelsen, den Indianer in seinen weiten Prairien, den Araber in seiner Wüste zurückhält, warum soll sie nicht den Kulturmenschen des Abendlandes mit doppelt starken Banden an den Ort fesseln, wo seine Vorfahren gelebt und gehaust und wo er selbst sich in fröhlicher Jugendzeit getummelt hat. Die altersgrauen Häupter steinerne Dome, die er von Jugend auf gekannt, winken ihm wie gute Bekannte zu, und es gibt manche alte Mauer, mit deren Fall ihm ein Stück aus seinem eigenen Dasein verschwunden zu sein scheint.

So mag es auch jetzt sein mit den Hafenspartien in Hamburg, die mit dem Zollanschluß fallen müssen. Dort befanden sich eine Menge von alten Straßen, die von dem großen Feuer von 1842 verschont geblieben waren. Auch die Baulust hat diese Viertel verschont, während sie im Innern der Stadt weit mehr ausgeräumt und auch einen Teil der sogenannten „Gängeviertel“ beseitigt hat. Diese „Gängeviertel“ waren ein seltsames Denkmal mittelalterlichen Zusammenlebens. Die „Gänge“ waren lange Straßen, so enge, daß man die beiden Wände zugleich mit ausgestreckten Armen erreichen konnte. In diesen finsternen und ungesunden Massenquartieren wohnten viele Tausende zusammen. Am Hafen waren die Straßen weniger eng, aber immer noch eng genug. Diese Gegend wird durchkreuzt von jenen merkwürdigen Kanälen, Fletsch genannt, welche unter dem Einflusse von Ebbe und Flut stehen und welche die Schätze der hamburgischen Kaufmannschaft in mächtigen Rähnen bei eingetretener Flut aus dem Hafen an die Waarenpeicher treiben. Diese Fletsch sind für den Handel sehr wichtig; für die Gesundheit der Anwohner sind sie sehr nachteilig. Wenn das Wasser bei Ebbe abgelaufen ist und der Schlamm auf dem Grunde bloßliegt, so entwickeln sich Miasmen, die kaum zu ertragen sind, namentlich wenn die Sonne des Sommers auf die Schlamm- und Kotmassen scheint.

An diesen Kanälen erheben sich auch jene merkwürdigen Gebäude mit den spitzen Giebeln und den vielen Fenstern, die für die alten Hansestädte charakteristisch sind. Manch wohlbekanntes altes Gebäude wird nun verschwinden müssen. Da ist zunächst das bekannte „Zippelhäus“, in welchem sich die Bardowickerinnen aufhalten. Auch dies Gebäude ist ein Opfer des Zollanschlusses. Es erinnerte an jene einst so blühende Stadt, deren Bewohner dem furchbaren Welsen, Heinrich dem Löwen zu trozen wagten und so schredlich bestraft wurden. Aus den großen Quadern der bardowicker Stadtmauern wurden die hamburgischen Quaimauern hergestellt. Auch die Poppenmühle ist dem Untergang geweiht und die originellen alten Gebäude am Wandrahm, wo die alten hamburgischen Kaufleute noch immer stolz waren zu wohnen, trotzdem die Wohnungen dort gar nicht sehr modern aussehen.

Seit Jahren schon sind alte Straßen und Gebäude hinweggeräumt worden; ganze neue Stadtteile sind entstanden. Nun ist auch die Zeit für die alten Stadtteile am Hafen gekommen; sie werden neuen und schönen Gebäuden und Straßen plazmachen. Die alte Originalität wird dabei freilich verloren gehen. Allein man darf die Sentimentalität gegenüber alten Bauten auch nicht zu weit treiben. Man wohnt in den modernen Gebäuden gesünder, bequemer und angenehmer als in den Häusern, die unsere Vorfahren gebaut haben. Mit dem Zollanschluß selbst, der für Hamburg diese Veränderungen mit sich bringt, ist es freilich eine andere Sache; er wird Hamburg keine besonderen Vorteile bringen. Aus den Trümmern der alten Häuser aber werden neue und schönere entstehen.

W. B.

Der Nottschuß. (S. 399.) Ein trüber, naßkalter, schwermütiger Septembertag. Dichte Wolkenmassen haben die Sonne umhüllt, als ob sie nie mehr der Erde ihr Antlitz zeigen sollte. Die Aquinocetialstürme treiben ihr Unwesen auf der weiten Wasserwüste und fürchterlich tost und grollt die Brandung. In der dürftig möblierten Stube sitzt der wettergebräunte Bootse behaglich im Kreise der Seinen und erzählt von seinen Abenteuern auf der See und an fernen Küsten. Poehenden

Herzens laucht der junge Niklas den mit etwas Seemannskatein verbrämten Gesichtchen, brennend vor Begierde, auf dem unermesslichen Ozean umherzuschweifen, ferne Länder zu sehen, kühne Abenteuer zu bestehen und reich mit Schätzen beladen zum väterlichen Herd heimzulehren! Mutter und Schwester, mit Neugierden beschäftigt, blicken lächelnd auf die gespannten Mienen des jungen Robinson. Plötzlich ertönt ein Schuß und schreckt sie allesamt auf. Sie wissen, was der Schuß bedeutet, es ist ein Notschuß, von einem auf See befindlichen Schiff abgefeuert, als Signal, daß ein Unfall geschehen und schleunige Hilfe Not tue. Jählings wirft sich der Lootse in die Kleider, um dem gefährdeten Segler mit dem Rettungsboot zu Hilfe zu eilen. Das Rettungsboot (canot à sauvetage franz., life boat engl.) ist ein gutes Seeboot, läßt sich gut rudern, um durch die Brandung zu kommen, segelt aber auch gut und sicher, um event. weite Strecken zurücklegen zu können; im oberen Teil desselben sind abgeglichene Luftlöcher angebracht, während der Ballast möglichst tief gelagert wird. Infolge dieser Einrichtung sinkt das Boot, selbst wenn es mit Menschen und Wasser angefüllt ist, nicht einmal so tief, daß das Rudern gehemmt wird, und wenn es kentert, richtet es sich von selbst wieder auf. Obgleich stark gebaut ist es doch leicht und transportabel und aus kannelirtem Eisenblech (Francis-Boot) oder aus Mahagoniholz diagonal (Peale-Boot) konstruiert. Der Boden ist bis ca. $\frac{1}{3}$ der Gesamttiefe als Luftkissen gebaut und durch diesen führen vertikale Röhren, welche mit Ventilen versehen sind, die sich wohl nach unten, aber nicht nach oben öffnen, so daß durch eine Welle in das Boot gelangtes Wasser sehr schnell wieder abfließt. Die gebräuchlichsten Rettungsboote sind zehnrudrig, ca. 10 Meter lang, 2,5 Meter breit und in der Mitte 1 Meter tief. Das Boot steht gewöhnlich vollständig ausgerüstet auf einem besonders konstruierten Wagen in einem Schuppen der Station. Wird nun ein Schiffsbruch gemeldet, so eilen auf das Signal die Mannschaften herbei, Pferde oder Menschen bespannen den Bootswagen u. und man sucht alsdann eine günstige Stelle an der Küste in der Nähe des Bracks, möglichst luvwärts (windwärts), um das Rettungsboot ins Wasser zu lassen. Das Boot, mit dem Bug nach See zu, alle Mann in demselben und festgebunden, um nicht herausgespült zu werden, die Ruder zur Hand, wird in einem günstigen Moment, wo die Brandung einer Welle fast zu Ende ist, mit dem Wagen ins Wasser geschoben, bis es schwimmt und fortgerudert werden kann. Ein besonders schwieriger Moment ist die Annäherung an das Brack, an dem geschmettert zu werden das Boot Gefahr läuft, wenn nicht mit äußerster Vorsicht verfahren wird. Das erste unversinkbare Rettungsboot baute 1785 ein Londoner Wagenbauer, Lionel Lukin. Eine hervorragende Rolle als Erbauer von Rettungsbooten spielte James Peale, der 1852 das erste seiner noch heute in England am meisten gebräuchlichen Boote erbaute. — Eine sehr interessante Beschreibung von Schiffsbruch und Rettung des „Orient“, von Schiffskapitän A. Schüd, findet sich im Neue-Welt-Kalender für 1884. St.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

John Ericson's Sonnenmotor. In einem der letzten Hefte der englischen Zeitung „Nature“ veröffentlicht der bekannte englisch-amerikanische Erfinder Kapitän John Ericson unter dem Titel „The Sun motor and The Sun's temperature“ einen mit Abbildungen versehenen längeren Aufsatz, durch welchen nachgewiesen wird, daß die bisher häufig bezweifelte Möglichkeit einer Ausbarmachung der Sonnenwärme zur Erzeugung einer mechanischen Triebkraft doch vorhanden ist. Nach etwa zwanzigjährigem Studium und einer endlosen Reihe von Versuchen ist es dem Genannten jetzt endlich gelungen, eine praktische Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt und die er „das größte Werk meines Lebens“ nennt, durchzuführen und eine Maschine herzustellen, welche in höchst befriedigender Weise arbeitet und dabei so einfach und billig ist, daß sie für die verschiedenartigsten Betriebe als anwendbar bezeichnet werden muß. Als eine kennzeichnende Eigenschaft des Ericson'schen „Sun motor“ ist die Ansammlung (Konzentration) der Sonnenwärme durch einen Reflektor von folgender Einrichtung anzusehen. Leichte eiserne Spanten sind mit ihren Ecken an einen viereckigen Eisenrahmen befestigt und in parabolischer Linie, deren Brennpunkt in dem Mittelpunkt des Eisenrahmens liegt, nach unten gebogen. Rechtwinklig zu diesen Spanten stehend, ruhen auf denselben drei Zoll breite dünne Holzbretter, die dicht aneinandergesetzt sind, sodaß sie den ganzen von den Spanten gebildeten, nach unten gebogenen Boden zwischen den Seiten des Eisenrahmens bedecken. Die Bretter haben eine Länge von 11 Fuß, während der Reflektor nach der Richtung der Spanten hin eine Breite von 16 Fuß zeigt. Mit 3 Zoll breiten und 26 Zoll langen reflektierenden, auf ihrer untern Seite mit Silber belegten Platten aus Fensterglas bedeckt, sind sie geeignet, die Sonnenwärme eines Strahlenbündels von durchschnittlich 23 400 Quadratfuß aufzufangen. Der Reflektor selbst besitzt die Gestalt eines rechtwinkligen Trogs mit gerundetem Boden. Die von dem Reflektor aufgefangenen Wärmestrahlen werden von den versilberten flachen Glasplatten gegen einen zylindrischen Wärmeapparat geworfen, welcher, $6\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser und 11 Fuß in der Länge messend, über den Eisenrahmen in paralleler Richtung mit den Seiten desselben befestigt ist und das Medium — Dampf oder Luft — enthält, durch welches die Sonnenwärme auf den Rotor selbst übertragen wird. Die ganze Vorrichtung — Reflektor

und Erwärmungsapparat — ruht auf einer senkrechten Achse, um die sie mit der größten Leichtigkeit bewegt zu werden vermag. Außerdem ist eine wagerechte Achse zu dem Zweck, die Stellung des Reflektors gegen die Sonne zu regeln, vorhanden. In dieser Weise ist eine parallaktische Bewegung hergestellt, durch welche der Reflektor mit großer Genauigkeit der Sonne zugewandt werden kann. Das Gleichgewicht des Ganzen ist ein so genaues, daß die durch eine einzige Umdrehung entwickelte Kraft der Maschine mehr als genügend erscheint, den Apparat während eines ganzen Tags in der zum Auffangen der Sonnenstrahlen erforderlichen Lage zu erhalten. Der durch die Wirkung der Sonnenstrahlen gebildete Dampf wird aus dem Erwärmungsapparat durch gebogene Röhren einer Maschine zugeführt, deren Arbeitszylinder einen Durchmesser von 6 Zoll hat. Die durch den Boden des Zylinders geführte Ziehstange treibt eine Druckpumpe von 5 Zoll Durchmesser. Die Bewegung der Ziehstange wird in der sonst üblichen Weise auf ein oberhalb der Maschine befindliches Schwungrad übertragen, durch welches dann wieder Pumpen, Mühlen oder andere Apparate getrieben werden können. Wie die im letzten Sommer angefertigten Proben ergaben, betrug die durchschnittliche Geschwindigkeit der Maschine 120 Schläge in der Minute mit einem unbedingten Druck auf die Arbeitsstange von 35 Pfund auf den Quadratfuß. Der Dampf arbeitet mit einer Spannung von 1 : 3, während im Kondensator ein fast völliges Vakuum bewahrt wurde. Infolge der ungemein einfachen Beschaffenheit des Sonnenmotors läßt sich derselbe, in entsprechender Größe eingerichtet, in diejenigen Gegenden, wo starke Sonnenwärme vorhanden ist, zu mancherlei Zwecken mit großem Vorteil verwenden. Kapitän Ericson hat schon früher darauf hingewiesen, daß die Strahlen der Sonne zwischen dem Äquator und dem 45. Breitengrad im Lauf von 9 Stunden eine mechanische Kraft von durchschnittlich $3\frac{1}{2}$ Wärmeinheiten auf den Quadratfuß und die Minute erzeugen, welche Kraftleistung ungefähr einer Pferdekraft auf einem Quadratfuß Oberfläche entspricht, und man würde demnach auf einem nur eine englische Meile breiten Strich jener Gegenden, der 220 000 Millionen Quadratfuß enthält, und wo das zur etwaigen Dampfbildung erforderliche Wasser vorhanden ist, nicht weniger denn 22 Millionen Sonnenmotoren von 100 Pferdekraften täglich neun Stunden lang in Betrieb halten können. Man braucht jetzt also nicht mehr mit Bangen dem Zeitpunkt entgegenzusehen, in welchem die Kohlenlager der Erde geleert sein werden, denn der Sonnenmotor wird — mit Hilfe kräftiger Maschinen, denen die Sonnenwärme als Kraft und die atmosphärische Luft als Leiter dient — die Menschheit in Stand setzen, weite Strecken, die, wie die Hochebenen Kaliforniens, sowie verschiedener anderer Länder, infolge der sengenden Glut der Strahlen des Tagesgestirns wasserarm und pflanzenlos sind — durch die Kraft der Sonnenwärme mit Wasser zu versehen und zu fruchtbaren Gefilden umzugestalten.

Verbrennungsprodukte von Lichtern. Die Zeitschrift „Nature“ gibt über die Verbrennungsprodukte verschiedener Lichter für je 100 Kerzen bei einer Stunde Brennzeit folgende Zusammenstellung:

	Wasserdampf Kg.	Kohlensäure Cdm.	Wärme- einheiten.
Elektrische Bogenlampe	0.00	0.00	57
Elektr. Incandescenzlampe	0.00	0.00	290
Gas-Argandbrenner	0.86	0.46	4860
Petroleumlampe	0.80	0.95	7200
Rüböllampe	0.85	1.00	6800
Paraffinleuchte	0.99	1.22	9200
Anschlittleuchte	1.05	1.45	9700

Einfache Versilberung von Metallgegenständen. Frisch gefälltes Chlor Silber, welches gut mit heißem Wasser ausgewaschen wurde, mischt man mit je gleichen Teilen Kochsalz und Weinstein, so daß ein Brei daraus entsteht, wenn nötig unter Wasserzusatz. Der zu versilbernde Gegenstand wird zuerst mittelst einer steifen Bürste mit warmer Sodaaugung und Seife gewaschen, um allen Schmutz zu entfernen, dann mit warmem Wasser gut abgespült. Empfehlenswert ist eine nochmalige trockene Reinigung mit fein geschlemmter Kreide, Bimssteinpulver oder Quarzpulver. Mit kaltem Wasser gut abgespült, wird vor dem Trocknen mittels eines Bäuschchens Baumwolle, welches in Muffelin gefüllt ist, mit feinst pulverisirtem Kochsalz abgerieben, so daß der Gegenstand mit einer feinen Schicht Kochsalz bedeckt ist, worauf etwas von dem Silberbrei aufgerieben wird, bis die ganze zu versilbernde Fläche schon gleichmäßig versilbert ist. Daraufhin wird schnell etwas Weinstein mit ähnlich hergestelltem Bäuschchen aufgerieben und schließlich abgewaschen. Der Ueberzug ist schön, rein und schneeweiß. (Goldschmied-Bzg.)

Handel und Verkehrsweisen.

Das Verlorengelien von Postkarten bildet den Gegenstand häufiger Beschwerden, und wenn auch die Postverwaltung mehrfach zum Sündenbock für die Unterlassungsfünden anderer gemacht und namentlich bei pflichtmäßigen Geburtstagsgratulationen und dergl. das Unmögliche, d. h. das Anlangen nicht abgefanter Karten verlangt wird, so ist doch nicht zu leugnen, daß ab und zu auch wirklich dem Briefkasten anvertraute Korrespondenzkarten — und mit solchen allein haben wir es zu tun — nicht an ihren Bestimmungsort anlangen. Desfallige Nachfragen bei der Post sind, wie nicht anders möglich, völlig zwecklos und

machen die „Ind. Bl.“ ihre Leser auf ein ebenso einfaches wie probates Mittel aufmerksam, um der erwähnten Fataleität vorzubeugen; dasselbe ist einem auf eine Beschwerde erfolgten Bescheide nebst daran geknüpftem Rate von dem Staatssekretär Stephan selbst, also der höchsten und unbestritten ersten Autorität in dieser Sache, entnommen. Es wird darin nämlich angeführt, daß erfahrungsgemäß dadurch die meisten Postkasten ihre Bestimmung verfehlen, daß sie beim Einwurf in die meisten Briefkästen sich in andere Sendungen, namentlich Kreuzbandsendungen u. dergleichen hinein schieben. Dies sei am besten dadurch zu vermeiden, daß man die Postkästen, ehe man sie in den Briefkästen einwirft, zur Hälfte umknüpft, wodurch bewirkt wird, daß dieselbe nicht flach hineinfällt, sondern hohl auf die anderen Briefschaften zu liegen kommt, mithin sich nicht in dieselben hinein schieben kann. Auch in den späteren Stadien der Bearbeitung (beim Leeren der Briefkästen, Sortieren u. dergleichen) wird dadurch ein Verschieben der Kreuzbandsendungen wesentlich verhindert, und hat dies einfache Mittel in allen Fällen, wo es bisher angewendet wurde, den gewünschten Erfolg gehabt.

(Allg. Rundschau auf dem Gebiete der Kunst, Industrie u. Gewerbe.)

Jagd und Fischerei.

Jagdausbeute Böhmens. Nach den statistischen Ausweisen wurden im Jahr 1882 in Böhmen 1 072 424 Stück Wild erlegt. Dabei waren: 1439 Stück Rotwild, 1596 Stück Damwild, 9338 Rehe, 476 Stück Schwarzwild, 376 242 Hasen, 17 011 Kaninchen, 865 Auerhähne, 3653 Spielhähne, 374 Haselhühner, 53 Schneehühner, 6 Steinhühner, 528 404 Rebhühner, 40 539 Fasanen, 13 955 Wachteln, 3369 Waldschneepfen, 1211 Roschneepfen, 262 Wildgänse, 10 712 Wildenten, 2668 Fische, 1925 Marber, 9071 Zitiffe, 1513 Wiesel, 339 Fischottern, 240 Dachs, 226 Wildkatzen (?), 22 Falken, 30 054 Habichte und Sperber, 133 Uhus, 16 458 andere Tiere. Gegen das Jahr 1881 hat sich die Summe des erbeuteten Wildes um 99 165 Stück erhöht. Die Zahl der bediensteten Jäger beträgt 3966.

Zur Hebung des Fischbestandes in den Gewässern des Regierungsbezirks Köln sind im letzten Vierteljahr 1883 mit Hilfe eines vom landwirtschaftlichen Ministerium bereit gestellten Zuschusses acht Brutapparate für Forellen mit 35 000 Eiern beschafft und von Privaten aufgestellt worden. Ebenso wurde auf Veranlassung des Rheinischen Fischerei-Vereins zu Bonn eine große Anzahl junger in Galkien gezüchteter Lander in den Rhein, wo dieser schmachhafte Fisch bisher noch nicht vorkam, ausgesetzt.

(West. Post.)

Tier- und Pflanzenkunde.

Die Alpenveilchen. Um die Weihnachtszeit, wenn die Blumen selten und von großem Wert sind, kommen die verschiedenen Alpenveilchen in Blüte, und sie bieten dann einen prächtigen Zimmerschmuck. Mit der Frage der Anzucht und Behandlung dieser dankbaren Pflanzen beschäftigte sich vor einiger Zeit die englische Zeitschrift „Field“, und zwar wurde das dortige Verfahren erörtert. Diejenigen, schreibt „The Field“, welche Alpenveilchen säen, nehmen dazu den auf gewöhnliche Weise oder noch besser den von vorher künstlich befruchteten Pflanzen gewonnenen Samen. Die künstliche Befruchtung wird vorgenommen, indem man die Farbe, Reinheit der Form, Größe der Blume nachzuhelfen, und die feinen neuen Spielarten, welche beständig gezogen werden, sind die Ergebnisse sorgfältiger Befruchtung. Der Samen dieser Pflanzen wird vor Juli, August nicht reif, meist erst im letzten Monat der Blüte, welche im März hervorkommen, sind die besten Samen-Gezeuger. Das H. B. Smith'sche Verfahren des Säens sei hier kurz angegeben. Der Samen wird Ende August oder Anfang September in Töpfe (Nr. 48) oder in Kästen (Pflanzen), welche trocken und ziemlich bis an den Rand mit feiner, leichter, fruchtbarer Erde gefüllt sind, gefüllt und leicht in den Boden eingedrückt. Nachdem man die Töpfe in ein Haus gestellt, hat man sie etwas verdeckt und den Boden einigermaßen feucht zu halten, auch darauf acht zu geben, daß sie vor der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenhitze geschützt bleiben. Sind die Keimlinge genug vorgeschritten, so werden sie einzeln gesetzt und wachsen nun an kühlen Orten den ganzen Sommer hindurch weiter; die Pflanzen hat man überhaupt kühl und frisch zu halten und von oben zu besprengen, an den Wurzeln oder Blättern dürfen sie nicht trocken werden. Bei dieser Behandlung kommen die Pflanzen im Oktober und November zur Blüte; vor fünfzehn oder zwanzig Jahren brachte man sie noch früher dahin. Falls die Alpenveilchen entsprechend gepflegt werden, können sie bis fünf und sechs Jahre wachsen und dann so groß sein, daß sie 150 bis 250 Blumen hervorbringen. Den besten Erfolg erreicht man, wenn man ihnen ein überdachtes Haus anweist und sie während der Perioden des Wachstums und der Ruhe mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt.

(Ffs.)

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Ueber die vieldiskutierte Beschaffenheit der Sahara in vergangenen Zeiten hat Prof. Bittel umfassende Forschungen angestellt, deren allgemeine Ergebnisse er in 17 Sätze zusammenfaßt, von welchen wir hier folgende anführen: Während der Diluvialzeit war die Sahara

sowie ein Teil des südlichen und östlichen Mittelmeeres Festland. — Die Hypothese eines diluvialen Saharameeres wird weder durch den geologischen Bau, noch durch die Oberflächenbeschaffenheit der Wüste bestätigt. Im günstigsten Falle stand die Region der tunesischen Schotts mit dem Mittelmeere, und vielleicht auch die schmale Depression zwischen Alexandria und der Ammonsoase mit dem (Roten ?) Meere in Verbindung. — Während der Diluvialzeit herrschte in Nordafrika ein feuchtes Klima, das wahrscheinlich bis zum Beginn der heutigen Erd-epoche fort dauerte. — Die charakteristische Gestaltung der Oberfläche der Sahara, die Ausarbeitung zahlreicher Trodentäler, die Auswaschung von bedensförmigen Vertiefungen, die Entstehung der Steilränder, Inselberge u. s. w. sind der erodirenden Tätigkeit süßer Gewässer zuzuschreiben. — Der Wüstenstand ist aus Verfestigung von Sandstein hervorgegangen, welcher in der mittlern und südlichen Sahara überall das herrschende Gestein bildet. Seine Verteilung und seine Anhäufung zu Dünen wurde vorzüglich durch den Wind bewirkt. — Die Salzfünfte, sowie die salz- und gipshaltigen Oberflächenbedeckungen entstanden durch Auslaugung älterer Gesteine aus der Verdunstung der in abflusslosen Niederungen sich ansammelnden Gewässer. — Für eine wesentliche Aenderung der klimatischen Verhältnisse der Sahara in historischer Zeit liegen keine Beweise vor. — Letzterer Satz gilt nicht nur für die Sahara, sondern für ganz Nordafrika. Die Verödung des Landes ist nicht einer Verschlechterung der klimatischen Verhältnisse zuzuschreiben, sondern nur der Vernachlässigung der Bewässerungsanlagen, der Verwüstung der Wälder und der dauernden Mißregierung. Schon zur Römerzeit, wo Numidien die Kornkammer Italiens war, kamen Trockenzeiten von mehrjähriger Dauer vor und beruhte der Ackerbau in ganz Südtunesien auf Barragen und kolossalen Cisternenanlagen. Wo man diese wieder hergestellt hat, erweist sich die Fruchtbarkeit durchaus nicht geringer als im Altertum. (Glebus.)

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservierung des Fleisches.

II.

B. Konservierung des Fleisches durch Wärmeentziehung.

Im Jahre 1804 fand man die wohlerhaltene Leiche eines Mammuth im gefrorenen Boden des nördlichen Sibiriens (an der Mündung des Flusses Lena). Man sieht hieraus, wie lange ausdauernde Kälte die tierischen Organe zu erhalten vermag. Unzweifelhaft handelt es sich bei dem aufgefundenen Tiere um eine Existenz von vielen Jahrtausenden.

Soll die Wärmeentziehung als fleischkonservierende Kraft praktisch verwertet werden, so wendet man sich in der Regel zum Eis. Man bringt das Fleisch in einen Eiskeller oder in ein Eishaus, wo es sich immer einige Wochen hält, aber endlich doch fault. Die Erhaltung des Fleisches unter Benutzung des Eises eignet sich vorzüglich für Metzgereien, Gasthöfe, Restaurationen, wo es sich in der Regel darum handelt, kleinere Mengen von Fleisch für kurze Zeit in brauchbarem Zustande zu erhalten. Länger hält sich freilich das gefrorene Fleisch. In Russland läßt man Wildpret, Geflügel und Fische frieren und schaffte die gefrorene Waare auf den Markt. Die großen Märkte von Petersburg und Moskau werden so aus den entlegensten Theilen des Reichs mit ehbaren Tieren aller Art versehen. Liegt recht viel daran, Fleisch in Eis zu erhalten, so empfiehlt es sich, solches in Zimmkästen oder auch hölzerne Kisten zu verpacken, schwach mit Salz zu bestreuen und die Kisten so zu fügen in Eis zu versenken. Kleinere Tiere, als Vögel, Fische u. s. w. können mit Pergamentpapier umgeben und so zwischen das Eis gelegt werden. Der Zweck des Einschlusses in Papier und Kisten ist der, das Aufwerden des Fleisches in Berührung mit schmelzendem Eis zu verhüten. Man hat sich vielfach überzeugt, daß das Eindringen selbst von eiskaltem Wasser in die Muskelsubstanz den Wert derselben beträchtlich herabsetzt.

Ueber die Herbeischaffung des Eises zu Zwecken der Fleischkonservierung kann ich hier nicht handeln. Ein normaler Winter versorgt uns immer in der billigsten und einfachsten Weise mit dem ganzen Bedarf an Eis, so daß wir weiter nichts zu tun haben, als es in die Eiskeller bzw. in die Eishäuser zu verbringen. Verfügt uns ein gelinder Winter den Bedarf an Eis, so haben wir uns an die Länder zu wenden, wo vortreffliches Eis das ganze Jahr nicht fehlt. Aus Norwegen werden unglaubliche Mengen von Eis nach Großbritannien und Deutschland verschickt. Dieses Eis kommt in Form glänzender kristallinischer Würfel in den Handel. Der Hauptimport wird durch die Benham-Eiscompagnie bewirkt. Auch aus den Alpen werden beträchtliche Mengen von Eis nach Süd- und Mitteldeutschland verbracht. Auf die Bereitung des künstlichen Eises, von dem ebenfalls heutzutage ein umfassender Gebrauch gemacht wird, kann ich hier nicht näher eingehen.

Eiskeller richtet man jetzt ohne große Kosten in der einfachsten Weise ein. Man legt die herbeigebrachten Eisblöcke zusammen, füllt die Zwischenräume mit zertrümmertem Eise aus, übergießt diese Stellen mit Wasser und läßt die Gesamtheit der Eisstücke zu einem einzigen großen Klumpen zusammenfrieren. Man schichtet das Eis bis zu 5—10 Meter hoch auf und hüllt die ganze Masse in einen dichten, 1 Meter dicken, aus Stroh, Moos u. dergl. angefertigten Mantel.

Daß auch die Basis der Eiskäule mit einem schlechten Wärmeleiter zu versehen ist, ist selbstverständlich.

Durch die Eisenbahnen unterstützt, wissen wir uns zu jeder Zeit Eis zu verschaffen, und es können deshalb Unternehmungen gemacht werden, an die unsere Vorfahren nicht denken durften. In Amerika hat man Eisenbahnwagen gebaut, die die Herstellung einer Temperatur von 1—2° C. im Innern gestatten. Man benutzt dabei ein Gemenge von Kochsalz und gestohlenen Eis. Diese Wagen, welche großes Aufsehen erregten, heißen Davis'sche Kühlwagen (Davis's refrigerator car). Unter Benutzung dieser Wagen transportirt man Nahrungsmittel aller Art aus Kalifornien nach New-York. Die Waaren kommen nach 24tägiger Fahrt in völlig unverändertem Zustand am Markte an. Auch Fleisch wird so transportirt. Herr S. Schreiber in Hannover erhielt ein Patent für einen Kühlapparat zur Konservirung frischen Fleisches, der auf Schiffen wie auf Eisenbahnwagen eine Stelle finden kann. Er dient dazu, größere Mengen frischen Fleisches (das Fleisch von ca. 30 Stück größten Hornviehs oder von 300 Schafen) in einen hermetisch geschlossenen Raum aufzunehmen, mit starker Abkühlung weit zu transportiren und bei guter Beschaffenheit zu erhalten. Das Fleisch bleibt rein, saftig, frisch und schön, wird nicht ausgetrocknet und nimmt an Feinheit und Zartheit, gleich dem vom Schlächter am trocknen und kühlen Ort aufbewahrtm Fleisch, während der Reise zu.

Im Oktober 1875 wagte es L. C. Eastman in New-York, das Quantum von 18 000 Kil. frischen Rind- und Hammelfleisches (Wert 2800 Dollars) nach England auf den Markt zu bringen. Das Unternehmen glückte vollständig. Seit jener Zeit hat der Export des frischen Fleisches aus Amerika nach England einen erstaunlichen Umfang gewonnen. 45 große Dzeandampfer mit 72 Kühlkammern (Refrigeratoren) waren schon vor ein paar Jahren für den Transport frischen Fleisches in Tätigkeit gesetzt. Der Wert des verschifften Fleisches betrug 1875 die Summe von 16 3000 Dollars, im Jahre 1876 die Summe von rund 2 000 000 Dollar, im Jahre 1877 die Summe von rund 5¼ Millionen Dollars. Schottland liefert nach London jährlich über 15 000 000 Kil. frischen Fleisches unter Verwendung der Kühlkammern. Im Lokalverkehr von Großbritannien werden jährlich über hundert Millionen Kil. Fleisch nach London geschafft.

Die Konservirung des Fleisches durch Abkühlung verändert dasselbe am wenigsten. Gerät freilich das Fleisch in faulen Zustand (was durch gute Einrichtungen immer zu verhüten ist), so werden im Fleisch neue Stoffe gebildet, die in chemischer Beziehung noch völlig unbekannt sind. Einige davon sind unzweifelhaft giftig (Sepsin u. s. w.).

Auf den Wunsch des „Vereins Deutscher Lehrer in England“ bringen wir folgendes zum Abdruck:

Aufruf.

In einer am 29. Dezember vorigen Jahres in Tolmers' Square Institute, London, unter dem Voritze des Herrn C. Tuchmann, früheren Präsidenten der Deutschen Wohltätigkeits-Gesellschaft, abgehaltenen Versammlung von deutschen Lehrern und solchen, die sich für dieselben interessieren, wurde beschlossen, unter dem Titel: German Teachers' Association einen „Verein Deutscher Lehrer in England“ zu gründen, der sich folgende Hauptaufgaben stellt:

1. Der Verein bezweckt, die soziale und materielle Lage des deutschen Lehrers in England nach Möglichkeit zu heben; politische Bestrebungen irgend welcher Art sind ausgeschlossen.

2. Der Verein übernimmt für seine Mitglieder für eine geringfügige Entschädigung die Vermittlung von Stellen in englischen Schulen und Familien.

3. Der Verein will neu herübergekommenen deutschen Lehrern, sowie andern Mitgliedern, die sich an ihn wenden, mit Rat und Tat an die Hand gehen und den sich hier aufhaltenden Lehrern und Mitgliedern in einem Vereinslokale ein Heim bieten, mit Lesezimmer, Bibliothek u. s. w.

4. Der Verein unterhält eine stete Verbindung mit den deutschen Hochschulen und der deutschen Presse, um auf die Sachlage in bezug auf den wirklichen Bedarf deutscher Lehrer in England aufmerksam zu machen.

5. Der Verein wird ferner die Ausgabe übernehmen, für die Kinder englischer Eltern passende Schulen auf dem Kontinent, wie auch umgekehrt solche Schulen resp. Familien für deutsche Kinder in England nachzuweisen, den Austausch von Kindern zum Zwecke der Erlernung der englischen und kontinentalen Sprachen zu vermitteln u. s. w.

6. Endlich hofft der „Verein Deutscher Lehrer in England“ im Laufe der Zeit und mit Unterstützung der kaiserlich deutschen Regierung

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Nach Egypten. Reiseskizze von Ewald Paul. — „O die Freunde!“ Novelle von W. A. Verei. (Schluß.) — Ueber einige der wichtigsten Heilpflanzen in unserer nächsten Umgebung. (Erdbeere; Lattich; Petersilie; Kohl; Karotte; Spargel; Kürbis; Zwiebel; Knoblauch; Brennnessel; Kornblume; Sternanis; Maiblume; Engelwurz.) Von Bruno Geiser. — Der Alchymist. (Mit Illustration.) — Unser alter Professor. Humoreske von Erich Felske. — Unsere Illustrationen. Der Rothfuß. — Aus dem alten Hamburg: 1) Hof im Kehrwieder, 2) Fleetpartie, im Hintergrunde die Katarinenkirche. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft: John Ericson's Sonnenmotor. — Verbrennungsprodukte von Lichtern. — Einfache Verfertigung von Metallgegenständen. — Handel und Verkehrsweisen: Das Berlorengelien von Postkarten. — Jagd und Fischerei: Jagdausbeute Böhmens. — Zur Hebung des Fischbestandes im Regierungsbezirk Köln. — Tier- und Pflanzenkunde: Die Alpenveilchen. — Beiträge zur Fleisches- u. B. Durch Würmerziehung. — Aufruf des Vereins deutscher Lehrer in England. — Charade. — Rätselsprung. — Nützlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.

in den Stand gesetzt zu werden, in London ein „Deutsches Institut zum Studium der englischen Sprache“, dessen Grundzüge bereits von einem Komitemitgliede in einer Denkschrift ausgearbeitet werden, zu gründen.

Der Lord-Mayor von London, sowie andere hervorragende Persönlichkeiten haben bereits ihre Beteiligung, event. ihre Protektion zugesagt, und die vorläufigen Kosten sind durch die Güte des Herrn C. Tuchmann teilweise schon gedeckt, doch sind noch erhebliche Mittel erforderlich, um den Verein so weit lebensfähig zu machen, daß er auf eigenen Füßen stehen und die oben beschriebenen Projekte zur Ausführung bringen kann. Aus diesem Grunde wendet sich das unten genannte Komitee vertrauensvoll an alle deutschen Lehrer und Studierende, auch ihrerseits die gute Sache nach Kräften zu fördern, entweder durch Beitritt zu dem Verein oder durch Beiträge.

So weit sich bis jetzt übersehen läßt, würden die Jahresbeiträge der Mitglieder zehn Mark nicht übersteigen, und würden diese Beiträge alle Mitglieder zu dem Schutze und den Wohlthaten des Vereins berechtigen, deren Umfang nach den oben angegebenen Grundätzen i. B. in den Statuten näher festgestellt werden wird.

Beitrittserklärungen, sowie Beiträge werden von dem mitunterzeichneten Sekretär, sowie von Herrn Dr. Bernhard, Schatzmeister des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Kurstraße 34/35, Berlin C., entgegengenommen.

London, im März 1884.

Das Comité des Vereins deutscher Lehrer in England.

Chas. Tuchmann (früherer Präsident der Deutschen Wohltätigkeits-Gesellschaft), Vorsitzender. D. Baumann, Direktor der deutsch-englischen Knabenschule in Brighton. Otto Weiss, Oberlehrer an King's College, Esherborne. J. Holtzhusen, Redakteur der „Londoner Zeitung Germania“. C. Mengel, Direktor der ersten deutschen höheren Mädchenschule in Islington. Dr. C. Döwals, Royal Naval College, Greenwich. Dr. W. Kolfs, Erzherzog S. R. H. des Prinzen Alfred von Edinburgh. Dr. Schneider, Vertreter der „Königlichen Zeitung“ für England. Dr. Schöll, Pastor an der deutschen lutherischen Kirche in Cleveland Street, Fitzroy Square, W.C. Wagner, Pastor an der deutschen evangelischen Kirche, Egham, S.E.

H. Reichardt, Oberlehrer an der höheren Mädchenschule, Park Road, Habersted Hill, London, N.W., Sekretär.

Charade.

Mein Erstes ragt vieltausendfalt zum Himmel hoch empor,
Mein Zweites bringt den Himmel dir auf Erden schon hervor.
Mein Erst' und Zweites ragte einst wie's Erste vielgestalt
Zum Himmel wohl vom Ersten auf beherrschend Feld und Wald.
Mein Zweit' und Erstes findest du dreimal im deutschen Land,
In Hessen, Baiern, Schlesien ist's dem Kundigen bekannt. S. R.

Rätselsprung.

nie	o	trost	und	flu	ent	auf	gen
fen	neu	der	stern	den	schwist	thet	mond
lä	her	licht	so	lacht	geht	ge	itz
ein	fü	es	hol	ner	mei	dem	dei
mir	ge	schö	ne	le	nem	mei	le
der	nicht	ben	mild	o	see	zu	meer
nicht	ver	lä	ein	wie	em	froh	ner
ge	stern	gleich	spricht	und	nacht	das	vor